



Mathias Schwabe

Die »dunklen Seiten« der Sozialpädagogik

Über den Umgang mit Fehlern,
Unvermögen, Ungewissheit,
Ambivalenzen, Idealen und
Destruktivität

BELTZ JUVENTA

Mathias Schwabe

Die »dunklen Seiten« der Sozialpädagogik

Mathias Schwabe

Die »dunklen Seiten« der Sozialpädagogik

Über den Umgang mit Fehlern,
Unvermögen, Ungewissheit, Ambivalenzen,
Idealen und Destruktivität

3., vollständig überarbeitete Auflage

Der Autor

Prof. Dr. Mathias Schwabe ist Professor für Methoden der Sozialen Arbeit an der Evangelischen Hochschule Berlin, Systemischer Berater (SIT & IGST) und Supervisor und Denkzeit-Trainer.

Zur besseren Lesbarkeit werden alle Zitate in neuer Rechtschreibung wiedergegeben.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6710-1 Print

ISBN 978-3-7799-6711-8 E-Book (PDF)

3., vollständig überarbeitete Auflage 2022

Vorauslagen erschienen im Klaus Münstermann Verlag

© 2022 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

*Gewidmet allen Kindern und Eltern, denen ich »schlecht« geholfen
oder mehr geschadet als genützt habe. Insbesondere Jürgen R.,
Sascha P., Familie G. Und nicht zuletzt Jonas und Frau T.*

»Es ist gefährlich, dem Menschen allzu deutlich zu zeigen, wie sehr er dem Tier gleicht, ohne ihm seine Größe zu zeigen. Aber auch das ist gefährlich, ihm seine Größe zu zeigen, ohne ihm seine Niedrigkeit zu zeigen. Noch gefährlicher aber ist es, ihn in Unkenntnis über das eine wie das andere zu lassen.«

Blaise Pascal um 1658 (Fragment 2), zitiert nach Warnach, 1962, 9

Als Psychoanalytiker macht man immer wieder die Erfahrung, »dass der normale Mensch nicht nur viel unmoralischer ist, als er glaubt, sondern auch viel moralischer, als er weiß.«

Sigmund Freud, GS XIII, 281/82

Inhalt

Geleitwort von Günther Bittner	11
1 Einleitung: Helfer-Ideale, Strategien der Fehlerbeseitigung und blinde Flecken	15
A) Klient(inn)en	
B) Kollegen und Kolleginnen	
C) Vorgesetzte	
D) die Öffentlichkeit	
E) die Fach-Öffentlichkeit, insbesondere Expert(inn)en	
F) Ausbilder(innen) und Dozent(inn)en an Fach(hoch)schulen und Universitäten	
Aphorismus: Kluges, törichtes Herz	32
Theoretischer Exkurs 1: Moralische Kommunikation (N. Luhmann)	33
Aphorismus: Oh, wie ich sie hasse ...	47
2 Gestalten des Negativen bzw. »dunkle Seiten« in der Sozialpädagogik	49
A) Physische Gewalt gegen Klienten, insbesondere Kinder und Jugendliche, meist im Verlauf von Konflikteskalationen	52
B) Formen von Zwangsausübung, bei denen man als Sozialpädagogin/Sozialpädagoge auf Ängste von Klient(inn)en setzt.	72
C) Sexuelles Begehren, sexuelle Anspielungen, »unangemessene Berührungen«, eindeutige sexuelle Übergriffe, die man bei sich selbst oder anderen wahrzunehmen meint	82
D) Kommunikation mit Klienten oder Kolleg(inn)en oder Vorgesetzten, bei der man sich selbst als unprofessionell bzw. destruktiv erlebt	93
E) Unachtsamkeit, Lieblosigkeit und andere seelische Grausamkeiten	97
F) Das Obsolet-Werden von Planungen, die man selbst für maßgeblich für erfolgreiches Arbeiten hält, oder die rüde Durchsetzung eigener Planungen unter Brückierung der Kolleg(inn)en oder Klient(inn)en	103
G) Das Erleben von Redundanz, Stagnation, Enttäuschungen, Misserfolgen und Scheitern in der Arbeit mit Klient(inn)en	107
H) Nicht-Einhaltung von Absprachen, Nicht-Erledigung von Aufträgen, Unpünktlichkeit und Verbummeln von Terminen bzw. Verschlamphen von »Sachen«	109
I) Unlust, Erschöpfung, Dienst nach Vorschrift, Sucht und Flucht in die Krankheit	113

J)	Diebstähle, Betrug und unkorrektes Verhalten in Bezug auf fremdes Eigentum	117
K)	Unterwerfung unter das Diktat der Ökonomie unter Inkaufnahme von fachlichen Mängeln	121
L)	Unangemessener Umgang mit eigenen Fehlern	124
	Fazit aus A bis L	126
	Aphorismus: Drei moralische Regeln	129
3	Sprachcodes und Semantiken des Negativen (und des Positiven) in der Sozialpädagogik	130
A)	gut – nicht gut/schlecht	135
B)	schön – schlimm/hässlich	137
C)	menschlich – unmenschlich	139
D)	richtig – falsch	141
E)	fachlich – unfachlich	142
F)	professionell – unprofessionell	144
G)	korrekt – inkorrekt	145
H)	konstruktiv – destruktiv	146
I)	sinnvoll – sinnlos	147
J)	geplant/organisiert/strukturiert – ungeplant/unorganisiert/chaotisch	149
K)	passend – unpassend	150
L)	stimmig – unstimmig	151
	Aphorismus: Utopie 1	154
	Theoretischer Exkurs 2: Glanz und Elend des Ich-Ideals	155
	Aphorismus: Dreimal Ungewissheit	167
4	Strategien für den Umgang mit dem ›Negativen‹ und für den Versuch seiner Transformation	169
4.1	Individuelle Strategien	171
4.1.1	Relativieren und Verrechnen	171
4.1.2	Rechtfertigen und Exkulpieren	173
4.1.3	Externalisieren/Fremd-Attribuieren	174
4.1.4	Sich-Vergleichen und Überlegen-Fühlen (Verkehrung ins Gegenteil)	176
4.1.5	Selektive Wahrnehmung, Ignorieren	177
4.1.6	Verleugnen und Verdrängen	179
4.1.7	Kollegiale Beratung, Fortbildungen und Supervision	181
4.1.8	Sich-zu-Herzen-Nehmen, Krank-Werden	184
4.1.9	Zynismus	185
	Aphorismus: Ich ist Viele	186

4.2	Institutionelle Strategien zur Ausmerzungen des Negativen	186
4.2.1	Institutionelle Verdrängungsleistungen	188
4.2.2	Qualitäts-Behauptungen/Mythen der Organisation/ Elitebewusstsein	189
4.2.3	Dämonisierung und Sündenbock-Vertreibung	191
4.2.4	Halbherzige Fehlerbehandlung	193
4.2.5	Positive sprachliche Umetikettierungen	195
4.2.6	Qualitätsmanagement	197
4.2.7	Fort- und Weiterbildungen, Supervision	204
4.2.8	Tagungen und Kongresse	207
4.2.9	Evaluationen	209
4.2.10	Organisationsberatung	212
4.2.11	Teilhaben an ›Großen Reformen‹ (v.a. Sozialraumorientierung)	213
4.2.12	Fehler einräumen, Zerknirschung zeigen, um Verzeihung bitten	215
4.2.13	Nichtstun, Aussitzen, Verzicht auf Aktionismus und Vertrauen in Selbstorganisation	222
4.3	Fazit	226
	Aphorismus: Mandelbaum	229
5	Ambivalenzen im Herzen von Erziehung und Hilfe	230
5.1	Zur Einführung: Ambivalenz als Denkfigur	231
5.2	Erkenntnistheoretische Ambivalenzen: Zwischen Gewissheit und Ungewissheit im Erkennen und Handeln	237
5.3	Ambivalenzen im Herzen von Erziehung: Gewalt, Zwang, Disziplin – dunkle Gestalten an der Wiege sozialer Entwicklungen	253
5.4	Ambivalenzen im Herzen von Hilfe: Dilemmatische Entscheidungssituationen in der Sozialen Arbeit	266
	Aphorismus: Utopie 2	279
6	Alternative Helfer(innen)-Bilder	280
6.1	Der/die hilflose Helfer/in (W. Schmidbauer)	284
6.2	Nietzsches Kritik des vermeintlich ›guten Menschen‹ (1887)	288
6.3	Die mit ›Begrenztheit‹ identifizierte Helferin (V. Robinson, J. Taft, B. Müller)	295
6.4	Der/die leidenschaftliche Helfer/in	303
6.5	Der/die ›abgeklärte‹ Helfer/in	306
6.6	Der Helfer als ›Spiel(end)er‹ (Gambler und Player)	309
6.7	Die Hilfe als ›Schatten-Reise‹, der Helfer als ›Schatten-Kamerad‹	314
6.8	Der Helfer als Sisyphos (S. Bernfeld, A. Camus)	319

	Aphorismus: Menschen auch nur Hunde?	324
	Theoretischer Exkurs 3: Arbeit (an) der Negativität – philosophische Einlassungen mit ›negativem Denken‹	327
	Aphorismus: Meine schlimmsten Fehler	335
7	Alternative Formen der Einschätzung und des Umgangs mit dem Negativen oder ›Bösen‹ in uns	336
7.1	Sünde und Sinn, Möglichkeiten	338
7.1.1	Sünde – laienhaft mit einem psychoanalytischen Schlenker	338
7.1.2	Interpretationen der Geschichte vom Sündenfall	343
7.2	Der ›Schatten‹ und seine Integration bei C. G. Jung	348
7.3	Das ›Negative‹ in der Dialektik Hegels und über Hegel hinaus: Möglichkeiten und Grenzen der ›Positivierung des Negativen‹	354
7.3.1	Hegels »Dialektik« und die Kritik an seinem geschichtsphilosophischen Entwurf	354
7.3.2	Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen der Positivierung des Negativen (J. Küchenhoff) beim Individuum (A-C) und in Institutionen der Sozialen Arbeit (D)	358
7.4	Die Begegnung zwischen abendländischer Philosophie und chinesischer Weisheitslehre bei François Jullien	369
7.4.1	Was bedeutet ›böse‹, was ›negativ‹?	370
7.4.2	Yin und Yang	372
7.4.3	Alternative Formen des ›Bösen‹: das ›Hässliche‹, das ›Verwerfliche‹, das ›Schmerzliche‹ (F. Jullien)	376
7.4.4	Eine Ethik auf der Grundlage von sieben Ketten	378
	Aphorismus: ›Seinem Affen Zucker geben ...‹	383
8	So what? Vorschläge für alternatives Denken, Reden und Handeln im Rahmen von Ambivalenzkultur	
8.1	Die Ausgangssituation (A 1-7) und die mögliche Alternative (B 1-11) Wie soll bzw. kann man in der Institution über Fehler und Mittelmäßigkeit reden?	386 395
8.2	18 Empfehlungen für das Reden über Fehler für den Hausgebrauch	401
8.3	Institutionelle Orte und Rituale für ›dunkle Seiten‹ und ›Ambivalenzen‹	406
	Aphorismus: Mit Spatzen auf Kanonen schießen	413
	Literaturverzeichnis	415

Geleitwort von Günther Bittner

Mathias Schwabe widmet sein Buch allen, denen er »schlecht« geholfen oder mehr geschadet als genützt« hat. Es geht ihm darum, zu vergegenwärtigen, dass man als Sozialpädagoge (aber natürlich, setze ich hinzu, nicht nur dort: auch als Lehrer, als Arzt, als Psychotherapeut usw.) fortlaufend ›Fehler‹ macht, und wie man sich zu diesen positioniert. Von ›Fehlern‹ im privaten Bereich (zum Beispiel in der Partnerschaft oder in der Erziehung eigener Kinder) handelt das Buch nicht, weil es eben doch ein sozialpädagogisches Fachbuch ist (und wohl auch sein will), wenn auch kein »übliches« (S. 28). Es distanziert sich in einem ersten Schritt von dem, was es im Gefolge Luhmanns die »moralische Kommunikation« nennt, die in wechselseitiger Bestätigung darin bestehen soll, was als ›gut‹ und was als ›schlecht‹ zu gelten hat. Es bezeichnet mit Luhmann »Ethik« (und das muss im gegenwärtigen Zusammenhang sinnvollerweise heißen: professionelle Ethik) als Utopie: »Sie bezeichnet einen Topos, der nicht zu finden ist, einen Ort, den es nicht gibt« (Luhmann, zitiert nach S. 40).

Im nächsten Schritt geht es konkret zur Sache. Es behandelt hier eine Reihe von typischen »Gestalten des Negativen«, die üblicherweise zum Gegenstand moralischer Kommunikationen im Sinn von Luhmann werden:

- Gewalt gegen Kinder und Jugendliche, vor allem im Rahmen von Konflikteskalationen,
- Zwangsausübung durch Angst-Machen, evtl. in demütigender Absicht,
- sexuelle Grenzüberschreitungen im weitesten Sinne,
- destruktive Kommunikationen gegenüber Klienten und im Kollegenkreis usw.

Ich will nicht das ganze Buch nacherzählen. Weitere wichtige Kapitel handeln von individuellen und institutionellen Strategien im Umgang mit dem ›Negativen‹, vor allem, psychoanalytisch gesprochen, von Abwehrstrategien. Sodann kommt es auf das Aushalten »unaufhebbarer Ambivalenzen« zu sprechen, wenn man sich mit ›Negativem‹ konfrontiert sieht, und leitet damit über zu »alternativen Auffassungen und Umgangsformen mit dem Negativen oder Bösen«.

Schwabe schreibt einleitend, er habe sich gedanklich schon seit Langem mit dieser Frage des notwendigen Negativen im eigenen (nicht nur beruflichen) Handeln beschäftigt, und erwähnt auch ein Seminar bei mir, an dem er als junger Student in Würzburg teilgenommen hat, wo ich die Frage aufgeworfen ha-

ben soll, »wie viel Böses man in sich und auch im eigenen Handeln zulassen muss, um immer wieder auch ein guter Mensch sein zu können?«

Im Zusammenhang mit dem Entstehen dieses Buches wollte er von mir wissen, aus welchen Quellen ich solche Gedanken geschöpft hätte. Mir fielen meine christlich-katholischen Wurzeln ein, vor allem Augustins *Confessiones*, aber auch die Osterliturgie mit ihrer Rede von der »glückseligen Schuld«, dann von meiner heutigen psychoanalytischen Identität her vor allem Jung mit seiner Idee vom Mitlebenlassen des ›Schattens‹, aber auch einer meiner Lieblingssätze bei Freud: »Alle, die edler sein wollen, als ihre Konstitution es ihnen gestattet, verfallen der Neurose; sie hätten sich wohler befunden, wenn es ihnen möglich geblieben wäre, schlechter zu sein« (Freud, S. GS VII, 154).

Schließlich habe ich mir in jüngster Zeit Winnicotts bekannten Satz von der Mutter, die nicht optimal zu sein brauche, sondern lediglich »good enough«, dahingehend erweitert, dass es für uns alle genüge »hinreichend gut« zu sein, was für mich beinahe logisch zwingend »hinreichend schlecht Sein« mit einschließt. Schwabe selbst hat sich für die psychoanalytische Begründung seines Postulats mit gutem Recht vor allem auf Chasseguet-Smirgels Krankheit der Idealität bezogen.

Sein mutiges und temperamentvoll geschriebenes Buch gibt mir Anlass mich zu fragen, wo ich heute mit diesem Thema des notwendig Unvollkommenen, Fehlerhaften, Unmoralischen stehe. Schwabes Botschaft scheint mir eine optimistische zu sein. Wir könnten toleranter, humaner, irgendwie produktiver damit umgehen – zumindest in der professionellen Sozialpädagogik, die ja sein Arbeits- und Erfahrungsgebiet ist.

Die Pädagogik, inklusive der Sozialpädagogik, ist mir seit meiner Emeritierung an der Universität etwas ferner gerückt. Für den mir heute näherliegenden Bereich der Psychoanalyse und generell der Psychotherapie gibt es ein analoges Problem wie es Schwabe hier für die Sozialpädagogik behandelt: das Problem ihrer ›Ethik‹ im Zuge ihrer Professionalisierung. Schon seit fast 20 Jahren kämpfe ich in diesem Kontext gegen das, was Luhmann »moralische Kommunikation« nennt, und ernte damit Hass und Ausgrenzung.

Vielleicht ist es Altersresignation, die mich nach alledem denken lässt: Auf Ganze gesehen ist die Krankheit der Idealität nicht heilbar, der Drang zur gnadenlosen Optimierung von Mensch und Welt unausrottbar, der uns ›Verschlimmbesserungen‹ am laufenden Band produzieren lässt. Wir sind nun mal, in Umkehrung des Goethe-Verses, »ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft« (vgl. Goethe, *Faust I*, Studierzimmerszene).

Die Krankheit der Idealität scheint mir vor allem deshalb unheilbar, weil sie zu viele destruktive und selbstdestruktive Bedürfnisse befriedigt. Schon in der Steinzeit scheint es der Wille der Gottheit gewesen zu sein, dass ihr Menschenopfer dargebracht werden, und auch heute noch befehlen Gottheiten bzw. Pseudo-Gottheiten die Menschenschlachtung – nicht nur im Islamischen Staat. Auch in unseren Kulturen ist der ›dunklen Seite‹ der Vernichtungskampf angesagt, und es ist so schwer, sich dagegen zu stemmen, weil dieser Kampf ja so offensichtlich zur Verteidigung des ›Guten‹, der ›Werte‹ und auf unsere Berufsfelder bezogen: der Professionalität geführt wird.

Das sind Sätze der Resignation. Umso mehr wünsche ich, dass ich unrecht behalte. Ich wünsche diesem Buch, dass es ihm gelingt, eine Bresche zu schlagen in die Alleingeltung der »moralischen Kommunikation« und eine alternative Umgangsweise mit den angeschnittenen Problemen auf den Weg zu bringen. Vielleicht mit seiner am Schluss projektierten neuen Form professioneller Ethik, die sich aller Prinzipien entziehen und situativ und kontextbezogen bewerten will, unabschließbar, aber doch auch wieder konturiert – ja, vielleicht ist etwas Derartiges realisierbar.

Würzburg, April 2015

1 Einleitung: Helfer-Ideale, Strategien der Fehlerbeseitigung und blinde Flecken

Sozialpädagog(inn)en beobachten und bewerten ihr eigenes berufliches Handeln. Manche häufiger, andere weniger oft, manche offen, andere heimlich. Einige verstecken es sogar so gut vor sich selbst, dass sie es bewusst gar nicht mitbekommen. Aber alle tun es immer wieder. Sie beurteilen nicht nur, ob es zielführend ist, was sie konkret tun, wenn sie helfen oder erziehen, sondern vor allem, ob es gut war. ›Gut‹ steht hier mit Absicht für ein stark aufgeladenes, aber zugleich völlig unklares Kriterium, denn in ihm mischen sich nicht nur mehrere, heterogene Ansprüche, sondern das ›Gute‹ wird auch mit unterschiedlichen Semantiken verknüpft (siehe Kap. 3). Die Maßstäbe für ihre Selbstbeurteilung gewinnen Sozialpädagog(inn)en dadurch, dass sie sich mit den Augen von anderen betrachten und deren Vorstellungen von ›gut und schlecht‹ auf ihr Handeln anwenden, aber nur insoweit, als diese Eingang in ihr *Ich-Ideal gefunden haben und dort gemeinsam ein Helfer-Ideal bilden, das teils individuelle, teils kollektive Züge trägt* (siehe dazu den theoretischen Exkurs: *Glanz und Elend des Ich-Ideals*). Es sind vor allem sechs nach innen vermittelte Außenperspektiven (manchmal auch auf äußere Gestalten verteilte Innenperspektiven), die Sozialpädagog(inn)en einnehmen, um sich die Frage zu beantworten, ob sie ›gut‹ gehandelt haben oder nicht. Die dafür relevanten Anderen sind:

- A) Klient(inn)en,
- B) Kollegen und Kolleginnen,
- C) Vorgesetzte,
- D) die Öffentlichkeit,
- E) die Fach-Öffentlichkeit, insbesondere in Gestalt von Expert(inn)en,
- F) und, obwohl diese sich mit der fünften Gruppe überschneidet und vor allem für Berufsanfänger eine Rolle spielt, Ausbilder(innen) und Dozent(inn)en an Fach(hoch)schulen und Universitäten bzw. Weiterbildungen.

Zu A) Sozialpädagog(inn)en wollen von den Kindern und Jugendlichen bzw. deren Eltern als ›gute‹ Menschen erlebt werden. Weil sie wissen, dass dies im Prozess des Helfens nie durchgängig der Fall sein kann, da man immer auch Forderungen an Klienten stellen muss und damit Widerstände erweckt, wünschen sie sich zumindest am Ende des Prozesses von diesen so im Gedächtnis

behalten zu werden: als überwiegend aufmerksame, freundlich zugewandte, verständnisvolle, geduldige, sensible, humorvolle Menschen, die aber auch dazu in der Lage sind, ihrem Gegenüber auf eine annehmbare Weise Orientierung und Halt zu vermitteln. Im Grunde finden sich hier Erwartungen wieder, die Kinder an ihre Eltern richten, und sehr häufig dürfte für Sozialpädagogen(inn)en in Bezug auf solche Ansprüche die Orientierung am Verhalten der eigenen Eltern Pate stehen: entweder als Vorbilder (»So wie die will ich es auch machen«) oder als Modelle, die enttäuscht haben, von denen man sich mit dem eigenen Handeln absetzen möchte. So oder so findet die Bewertung elterlicher Unterstützungsleistungen Aufnahme in das Ich- bzw. Helfer-Ideal.

Aber das reicht noch nicht. Sozialpädagogen(inn)en wollen sich die die Achtung ihrer Klient(inn)en verdienen bzw. verdient haben. Das kann Unterschiedliches bedeuten: Beispielsweise, dass man freundlich geblieben ist, obwohl man beschimpft wurde; oder mutig, obwohl man bedroht wurde, oder dass man weiter an die Klienten geglaubt hat, obwohl es eine Zeit lang nur Krisen und Rückschritte gab.

Immer möchte man als jemand anerkannt werden, der selbst mit beiden Beinen im Leben steht. Schlimm wäre es, wenn man bei den Klienten als jemand gelten würde, der »keine Ahnung hat vom Leben«, oder der verdächtigt wird, ein »Bürokrat«, ein »Sesselfurzer« oder »Angsthase« zu sein. Oder ein »linker Hund«, der mit »Tricks« arbeitet und sich »hinter seiner Macht versteckt«. Kurz: Man möchte als eine *eindrucksvolle und hilfreiche Persönlichkeit* erinnert werden.

Zu F und E) Für Sozialpädagogen(inn)en reicht es aber nicht aus, gute oder eindrucksvolle Menschen darzustellen, so wie es gute Pflegeeltern können, die von Beruf Bäcker, Polizisten oder Software-Entwickler sind. Sozialpädagogen(inn)en sind stolz auf ihre *Ausbildung*, die sie zu *Professionellen* macht. Während dieser Zeit haben sie Kriterien für fachlich richtiges Handeln vermittelt bekommen, die sie sich zu eigen gemacht haben und an das eigene Handeln anlegen. Dabei geht es um einen Komplex ganz unterschiedlicher Fähigkeiten, deren Performance nicht nur einmalig, sondern über längere Prozessschritte hinweg jeweils fall- und situationsangemessen gelingen soll, damit man sich selbst als eine »gute Sozial-Pädagogin« anerkennen kann. Dazu muss man die Rechte der Klienten kennen, beachten und ihnen zu ihrem Recht verhelfen. Man muss eine aktive Teilnahme der Klienten am Hilfeprozess ermöglichen und dazu ihre Ideen, d. h. was ihnen fehlt bzw. was sie erreichen wollen, herausfinden und ernst nehmen (Partizipation). Zugleich muss man aber auch angemessen (!) kritisch, streng und konfliktfreudig mit ihnen umgehen können. Man möchte jemand sein, der Nähe herstellen, sich aber auch abgrenzen kann und nicht »zu tief in die Beziehung reinziehen lässt«, je nachdem, was für das Gegenüber und die Aufgabe gerade nötig erscheint, d. h. eine gute Mischung aus Nähe und

Distanz hinbekommen. Auf jeden Fall man muss sich als Helfer selbst reflektieren und steuern können: situativ bezogen auf eigene Handlungen, prozessbezogen in Bezug auf die Planung und Steuerung der Hilfe, die immer wieder angepasst werden soll, wie auch in Bezug auf Haltungen, die immer wieder überprüft und ergänzt werden müssen. Und natürlich auch in Bezug auf Affekte, die vielleicht aufwallen, aber nicht nach außen dringen dürfen und schon gar nicht ›unbeherrscht‹.

So möchte man sich gerne einschätzen können. Aber so muss man auch sein, denn schließlich geht es darum, ein Vorbild darzustellen. Jemand, an dem sich junge Menschen bzw. Eltern orientieren können. Gerade, wenn diese misstrauisch, aggressiv, feindselig, kränkend auftreten und ihre Perspektiven durchsetzen wollen und dafür auch lügen, stehlen oder Gewalt anwenden, kommt es darauf an, nicht in dieselben Verhaltensweisen zu verfallen. *Der Negativität der Klienten möchte man mit der eigenen professionellen Positivität begegnen; sie damit überraschen, verblüffen, irritieren und beeindrucken, in der Hoffnung, sie damit ›aufwärmen‹ und ›anstecken‹ zu können, sodass sie von ihrer ›Negativität‹ lassen können; nicht sofort und ein für alle Mal, aber langsam und Schritt für Schritt.* Dafür muss man als Pädagoge/Pädagogin lange und anhaltend gut bzw. professionell arbeiten.

›Gut‹ muss man aber auch sein, weil es die Eltern der Kinder oft nicht waren. Im Gegenteil: In den Familien herrschten in sensiblen Entwicklungsphasen oder herrschen immer noch Gewalt und Vernachlässigung oder ständig wechselnde Erziehungsstile zwischen Über-Verwöhnung und rigidem Zwang vor. Negatives haben die Kinder wahrlich schon genug erlebt. Im Hilfeprozess kommt es deswegen darauf an, dass sie eine kontrastierende Erfahrung machen, möglichst ohne dass man als Helfer dabei mit den Eltern in Konkurrenz gerät, weil man besser sein möchte als diese oder sie abwertet. Auch Eltern, die versagt haben, wollen ›gute Eltern‹ sein und sind darauf angewiesen, von guten Sozialpädagog(inn)en auch so gesehen zu werden. Dennoch hängt Vieles davon ab, ob die Kinder im Hilfeverlauf stabilen Helfer(inne)n begegnen, die sich nicht so schnell aus dem Gleichgewicht bringen lassen, auch wenn sie von den Klient(inn)en abgelehnt und angegriffen werden. Kein Wunder, dass das den Sozialpädagog(inn)en widerfährt, bei dem, was junge Menschen (oder auch Eltern) durchgemacht haben. Kein Wunder, dass sich die Klient(inn)en jetzt ihrer aufgestauten und lange angesammelten Wut entledigen. Am ›falschen‹ Objekt einerseits, weil die Sozialpädagog(inn)en ja nichts dafür können, was Eltern an ihren Kindern versäumt oder diesen angetan haben. Zugleich aber auch an der ›richtigen Adresse‹, weil Sozialpädagog(inn)en durch ihre Ausbildung und die vertiefenden Fortbildungen darauf vorbereitet sind, diese Negativität auszuhalten und mit der Zeit ›aufzuweichen‹ und ›umzudrehen‹. Zum Beispiel dadurch, dass sie attraktive Angebote machen, in welche Klient(inn)en ihre Ressourcen einbringen und Selbstwirksamkeitserfahrungen machen können.

Damit eröffnen sich Räume, in denen gute Helfer(innen) neue Kompetenzen ihrer Klient(inn)en entdecken und alte fördern können, um den Klienten ein positiveres Selbstbild zu ermöglichen. Guten Sozialpädagogen(inn)en gelingt es, solche Prozesse bei jungen Menschen und/oder Eltern nicht nur zu initiieren, sondern auch zu verstetigen, sodass derzeit getrennt wohnende oder von Trennung bedrohte Familien wieder ohne größere Probleme und möglichst nachhaltig zusammenleben können. Dafür kann es nötig sein, neue institutionelle Strukturen im Gemeinwesen aufzubauen und politisch abzusichern, sodass Familien auf geeignete Unterstützungsnetzwerke zurückgreifen können. Kurz: Gute Sozialpädagogen(inn)en stützen sich auf spezifisches Wissen, professionelle Methoden und fachliches Können und arbeiten gleichermaßen an der positiven Veränderung von Personen, Situationen und gesellschaftlichen Verhältnissen (vgl. dazu z. B. Staub-Bernasconi 1996).

Zu D) Gut muss man auch sein, weil man sich von der Öffentlichkeit beobachtet und immer wieder misstrauisch beäugt sieht. »Ach, im Heim arbeiten Sie?«, kann so eine kritische Frage lauten: »Begehen dort Mitarbeiter(innen) nicht häufig schlimme Übergriffe mit Kinder einsperren oder sexuellem Missbrauch und all so was?« Oder: »Was, im Jugendamt arbeiten Sie? Sind das nicht die Helfer, die erst lange gar nichts machen und dann die Kinder rausholen und die ganze Familie zerstören?«

Diese kritische Haltung spürt man ständig im Nacken oder zumindest immer wieder, besonders, wenn bezogen auf die Arbeit eines Sozialen Dienstes oder einer Einrichtung aktuell ›schlimme‹ Fehler aufgedeckt wurden, für die man sich als Angehörige(r) der Profession nur ›fremdschämen‹ kann. Deswegen möchte man seinem Gegenüber beweisen, dass man heute besser ist als die Pädagogen(inn)en, denen so etwas in der Vergangenheit oder an anderen Orten passiert ist. Dass Negatives ›früher‹ vorkam, versteht man noch gerade so, weil damals viele ungenügend oder gar nicht ausgebildete Menschen für die Erziehung bzw. Unterstützung von Familien in den Ämtern verantwortlich waren. Früher gab es in den Heimen ja noch Nonnen und Schwestern, die das Sagen hatten, oder im Jugendamt ältere Familienhelferinnen oder Leute, die vom KFZ- oder Friedhofsamt dorthin versetzt worden waren. Früher gab es noch tyrannische Amts- oder Heimleiter und jede Menge angelernte Hilfskräfte. Das ist inzwischen mit dem Fachkräftegebot ganz anders. Heute sind alle Sozialpädagogen(inn)en gut ausgebildet. Vielleicht nicht immer praktisch genug, was das Know-how bei der Umsetzung der eigenen Ansprüche betrifft: Wie macht man es ganz konkret mit diesem speziellen Schulverweigerer und dessen Mutter, die sein Fernbleiben von der Schule eher zu decken als verändern zu wollen scheint? Aber immerhin wissen alle, die von den Erzieherfachschulen, den Fachhochschulen oder den Universitäten kommen, welche Ansprüche an moderne Hilfeleistungen gestellt werden, oder könnten es zumindest wissen.

Dass auch heute noch ›negative‹ Handlungen wie z. B. sexuelle Übergriffe durch Mitarbeiter oder rigide Zwangspraxen wie ins Zimmer einschließen vorkommen, dass auch heute noch Jugendamtsmitarbeiter Eltern die Kinder ›wegnehmen‹, ohne deren guten Willen und deren Lernbereitschaft ernst zu nehmen, oder Kinder im elterlichen Haushalt sterben, obwohl Helfer(innen) in den Familien präsent waren, die Gefährdungen aber nicht mitbekommen haben, ist schon viel schwerer zu verstehen. Handelt es sich da doch um gleichaltrige oder sogar jüngere Kollegen, die es eigentlich besser wissen und können müssten. Oft, so meint man, liegt das an *einem Komplex, den man ›schlechte Einrichtung‹ oder ›schlechte Strukturen‹ nennt*, in die sich Fehler und Fehlerketten einschleichen und wo dann eben auch ›schlimme‹ Sachen passieren oder sogar gedeckt werden. Der Komplex ›schlechte Einrichtung‹ umfasst Vieles, wie z. B. eine autoritäre, wenig fürsorgliche Leitung, Missgunst unter Kolleg(inn)en, fehlende Fortbildungen und Supervision, Überbelegungen in den Gruppen oder eine unzureichende Personaldecke in den Ämtern und ein schlechtes Betriebsklima mit viel Burnout und wenig Identifikation mit der Arbeit. Schlechte Einrichtungen kann man aber in der Regel identifizieren oder besser noch: Sie verraten sich selbst durch eben die Vorkommnisse, die anzuprangern sind, und die von Pädagogen verantwortet werden, die einfach nicht gut genug waren oder sogar ›schlecht‹. ›Faule Äpfel‹ im Korb einer an sich gesunden Sozialpädagogik, könnte man denken, die leider die anderen mit belasten und deren mühsam aufgebaute Reputation wieder infrage stellen. Jeder Jugendhilfeskandal erschüttert die ganze Zunft, kann aber auch als Beleg dafür herangezogen werden, dass man selbst ›besser‹ ist, vielleicht nur ›ein bisschen besser‹, oder sogar sehr viel besser als die Anderen, dort an jenem Schauplatz des Skandals.

Zu E) Die kritische Öffentlichkeit, die man im Nacken weiß und die einen anspornt, ›gut‹ zu sein und immer ›noch besser‹ zu werden, besteht auch aus Fachleuten der eigenen oder nahe verwandter Professionen: Funktionäre von Verbänden, Vertreter(innen) von Landesbehörden, Professor(inn)en und Fortbildner(innen), Supervisor(inn)en etc. Auch die machen sich immer wieder Sorgen, dass es in der Praxis, also z. B. den Heimen, bei der Familienhilfe oder den Jugendämtern fachlich noch nicht gut genug läuft, und starten deswegen immer wieder Aufklärungs- und Fortbildungsoffensiven, mit dem Ziel die Praxis qualifizieren zu wollen. Auch den Expert(inn)en gegenüber hat man als Praktiker(in) den Anspruch, besser zu sein als der zweifelhafte Ruf, der sich anscheinend in deren Bewusstsein festgesetzt hat. Auf Tagungen kann man deswegen sowohl erleben, dass die direkt mit Klienten arbeitenden Sozialpädagog(inn)en den kritischen Expert(inn)en beweisen wollen, dass es so schlecht gar nicht steht mit der eigenen Praxis, als auch, dass sie diesen begeistert zustimmen, wenn sie ihre fachlichen Ansprüche formulieren und

»schlechte« Praxen geißeln. Manch ein Praktiker schleicht sich daraufhin beschämt von dannen und gelobt sich, besser zu werden oder endlich die Einrichtung zu wechseln. Aber viele gehen gestärkt aus dem Anspruchs-Bad hervor, weil es ihnen zu beweisen scheint, dass sie selbst schon gut genug sind und das Negative an anderen Orten angesiedelt ist, bei anderen Institutionen oder Hilfeformen, wo es hoffentlich bald angegangen und ausgemerzt wird.

Expert(inn)en bringen mit der Darstellung von Forschungs- und Evaluationsergebnissen oder über Theoriediskurse eigene Themen in die Soziale Arbeit ein. Gleichzeitig befeuern sie aber auch die Ansprüche der Zunft an sich selbst und formulieren in Vorträgen, Aufsätzen oder Büchern nicht selten auch neue und weiterreichende fachliche Forderungen, obwohl sie diese Ansprüche in Ermangelung direkter Klientenkontakte selbst kaum umsetzen können und auch gar nicht müssen. Dennoch gelingt es ihnen an vielen Stellen, die Rolle des fachlichen Gewissens der Profession einzunehmen und festzulegen, was als »fachlich« und »unfachlich« gelten soll bzw. welche Praxen als legitim und wertvoll angesehen werden dürfen und welche abgelehnt werden müssen. Beinahe immer fordern Expert(inn)en mehr Verständnis und Zuwendung, größere Entscheidungsspielräume und mehr Mitspracherechte für Klient(inn)en und Verzicht auf Machteinsatz und Zwangsanwendungen auf Seiten der Fachkräfte. Leider reicht ihre Macht oft nicht aus, direkt einzugreifen und bestimmte Dienste oder Einrichtungen oder Hilfeformen zu reformieren oder zu schließen. Dennoch behaupten sie häufig, genau zu wissen, wo man schärfer hinschauen und kontrollieren oder intervenieren müsste. Ihre hohen Ansprüche an die Profession sind häufig ganz im Sinne der Praktiker(innen), die sie zwar selbst nicht so treffend formulieren könnten, in deren Strahlkraft sie sich aber gerne sonnen, so als stiege mit der Höhe der Ansprüche auch die Fähigkeit, sie tatsächlich umzusetzen.

Zu B und C) Forderungen an das eigene fachliche Gutsein stellen aber auch die Menschen, mit denen man zusammenarbeitet. Dabei lernt man sie in doppelter Weise kennen: Erstens als Fachkolleg(inn)en auf gleicher, höherer oder untergeordneter Hierarchieebene, mit denen man gemeinsam für bestimmte Aufgaben verantwortlich ist, sei es, weil man alltäglich und unmittelbar zusammenarbeitet, wie z. B. im Team einer Heimgruppe, oder dass man nebeneinander für Vergleichbares zuständig ist, wie z. B. im Allgemeinen Sozialen Dienst, oder weil man auf der Grundlage je anderer Ausbildungen aus verschiedenen Institutionen heraus miteinander kooperieren soll.

Gute Kolleg(inn)en, so lautet der reziproke Anspruch, vertreten gleiche oder zumindest ähnliche fachliche Werte und verkehren miteinander auf Augenhöhe. So kommen sie zu gemeinsam getragenen Entscheidungen und arbeiten sich gegenseitig zu. Wenn man das erlebt, fühlt man sich bestätigt und verbunden. Wenn das nicht gelingt, beginnt man zu zweifeln und weiß oft

nicht, woran mehr: an der eigenen oder der fremden Fachlichkeit. Entweder sind die schlecht oder ich ...

Kolleg(inn)en lernt man aber auch noch auf eine zweite Weise kennen: als Menschen mit spezifischen Eigenheiten, positiver wie negativer Art, die sie gleichsam ›naturwüchsig‹ mitbringen und in die eigene Arbeit wie auch in die Zusammenarbeit einfließen lassen: Die eine Kollegin imponiert durch Fleiß und Ausdauer, wirkt aber häufig auch kühl und unnahbar. Ein anderer Kollege zeigt sich besonders humorvoll, macht gerne Witze und ist als Stimmungskanone in den Pausen oder auf der Weihnachtsfeier geschätzt, auch wenn er sich sonst nicht gerade um die Arbeit reißt. Wieder ein anderer besitzt viel Sensibilität im Kontakt mit den Klienten, hat aber auch Probleme mit sich selbst. Bei der Beobachtung auf dieser zweiten Ebene stellen sich beinahe automatisch Vergleiche ein und fühlt man sich, je nachdem wie die eigenen Ansprüche liegen, besser oder schlechter als die Kolleg(inn)en oder nicht weiter von deren Verhalten berührt.

Zunächst aber teilt man mit den Kolleg(inn)en und Vorgesetzten die bereits geschilderten fachlichen Kriterien für das ›Gut Sein‹ (siehe E und F). Man trinkt sozusagen aus derselben Quelle und unterstützt sich gegenseitig dabei, den eigenen Ansprüchen zu genügen, indem man sich mit Rat und Tat, als Berater(in), als Vorbild, aber auch als Kontrolleur(in) zur Seite steht oder über die Schulter schaut. So bleibt es nicht aus, dass man angesichts der Frage, ob man ›gut‹ gehandelt hat, immer wieder auch auf Kritik stößt. Man selbst dachte, dass es gut war, aber die Vorgesetzten oder Kolleg(inn)en haben daran etwas auszusetzen: Quantität und/oder Qualität der Hilfeleistung waren nicht gut genug. Das liegt nicht selten daran, dass Kolleg(inn)en neben den bislang geschilderten Werten auch noch andere Interessen einbringen oder die Interessen anderer. Bei Vorgesetzten sind es häufig ökonomische Kriterien: Sie können durchaus anerkennen, dass ein Prozess fachlich gut gelaufen ist, aber er hat zu viel Zeit in Anspruch genommen oder war im Ergebnis zu teuer, was das Verhältnis von Aufwand und Nutzen betrifft. Vorgesetzte oder Vertreter(innen) übergeordneter Behörden schlüpfen aber häufig auch in die Rolle handlungsentlasteter Expert(inn)en und überbieten die Ansprüche der Mitarbeiter(innen) noch einmal, besonders gerne nachdem sie von Expertentagungen zurückgekommen sind oder wenn nach negativen Vorkommnissen ›Fehler‹ an bestimmten Prozessabschnitten festgemacht und klar an bestimmte Personen adressiert werden sollen.

Kolleg(inn)en haben meist auch noch andere Interessen, weil sie mehr sind als Arbeitnehmer: Sie sind immer auch noch Männer oder Frauen mit sexuellen Orientierungen, Eltern, Singles, Menschen auf der Suche nach einem Partner oder mal eher flotte, mal eher langweilige Alleinlebende etc. Daraus resultieren Bedürfnisse, die sie mit in die Arbeit tragen: Unweigerlich bekommt man mit, wer sich zu Hause mit Problemen herumschlägt, welche Kollegin ihre

Tage hat oder ein krankes Kind versorgen muss. Kolleg(inn)en stellen am Arbeitsplatz manchmal ähnlich hohe Ansprüche an ihre Kolleg(inn)en wie Klient(inn)en. Man erlebt sie immer wieder auch als bedürftig, hilflos und schwach und fühlt sich zur Unterstützung aufgerufen. Manchmal wird man mit ihren Fehlern konfrontiert und muss diese ausbügeln. Manchmal springt man für sie ein oder tut ihnen einen Gefallen. Manchmal nicht ohne Hintergedanken, weil man selbst ja auch in diese Lage geraten kann und dann auf die Solidarität der Kolleg(inn)en angewiesen ist. Aber auch, wenn man nicht immer auf der Höhe der eigenen Ansprüche handelt, und gerade, wenn die Kolleg(inn)en Zeugen der eigenen Fehler und Schwächen werden, ist man sich mit ihnen im Grunde einig: Wir wollen und müssen ›gut‹ sein!

So weit zu den unterschiedlichen *Anspruchsgruppen* (A-F), denen man im eigenen Helfer-Ideal einen Platz zu Verfügung gestellt hat, aus dessen Perspektive sie einen beobachten und von dem aus man zu Beurteilungen kommt (wir interessieren uns in diesem Buch hauptsächlich für die Beurteilungen der eigenen Person, erst in zweiter Linie für die der Anderen, obwohl diese beiden Blickrichtungen natürlich ständig ineinander spielen). In der einzelnen Situation, in der man sich fragt, ob man dem eigenen Ideal genügt hat oder einen schmerzlichen Abstand zwischen diesem und der eigenen (Handlungs-)Realität feststellen muss, unterscheidet man meist nicht genau, welche Stimmen sich da zu Wort melden. Vernommen wird eine Art Sammelurteil von einem Bewertungs-Chor, auch wenn es bezogen auf den Eingang und die Etablierung der Anspruchsgruppen im eigenen Helferideal erhebliche individuelle Präferenzen und Mischungen geben mag. Eine Fachkraft fühlt sich noch immer an ihren Fachhochschullehrer als fachliches Gewissen gebunden, die andere an eine Expertin, die sie neulich gehört hat, oder das Urteil einer geschätzten Kollegin, auch wenn diese schon seit Jahren in Rente ist. Häufig dürfte es sich bei der situativen Bewertung des eigenen Handelns um ein heterogenes Geflecht handeln, in das einmal mehr diese, ein anderes Mal eher jene Ansprüche eingehen.

Aber an solch genaue Analysen ist im Arbeitsalltag nicht zu denken, ohne den eigenen Handlungsfluss zu sehr zu belasten. Man käme sonst aus dem Takt. Worauf es bei der kurzen Reflexionsschleife am Ende einer Handlungseinheit mit einem Klienten oder bei der Drei-Minuten-Bilanz des Arbeitstages auf der Fahrt nach Hause ankommt, ist, dass man sich selbst zuschreiben kann, ›es gut gemacht zu haben‹ und damit ›gut gewesen‹ zu sein. Oder eben nicht ... Dann hat man einen ›Fehler‹ gemacht, ist in eine ›falsche‹ Haltung gerutscht, hat sich zu etwas ›Destruktivem‹ hinreißen lassen im Bann von zu ›wenig kontrollierten Emotionen‹ oder hat sich von den Klient(inn)en ›verwirren‹ oder ›austricksen‹ lassen. Vielleicht war man an diesem Tag oder in diesem Moment auch nur ›schlecht drauf‹. So oder ähnlich lauten die Beschreibungen,

wenn man sich als verantwortlich für einen Fehler ansieht. Aber im Grunde wollen alle Sozialpädagog(inn)en ›gut‹ (gewesen) sein, so wie alle Ärzte gut behandelt oder operiert oder alle Bäcker gutes Brot gebacken haben wollen.

So weit meine Beschreibung der Anspruchsgruppen und der Beurteilungskriterien für das eigene Gutsein. Worum geht es nun in diesem Buch? *Die These ist, dass sich Sozialpädagog(inn)en bei halbwegs aufmerksamer und einigermaßen angemessener Wahrnehmung ihrer Praxis unaufhörlich von mehreren und unterschiedlichen Negativitäten bedrängt sehen* (Kap. 2: *Gestalten des Negativen*). Zahlreiche Fehler und häufiges Scheitern sind nicht von der Hand zu weisen. Sozialpädagog(inn)en handeln nicht so gut, wie sie und andere es wollen. *Die vielen und hohen Ansprüche, die sie an sich und andere stellen, sind auch mit noch so viel Anstrengung nicht einzulösen, werden aber dennoch aufrechterhalten, und zwar von den Individuen genauso wie von den Institutionen.* Beide Systeme bestärken sich dabei oft gegenseitig oder versuchen sich bezüglich bestimmter Kriterien hinsichtlich ihrer Ansprüche noch zu überbieten, was einer Art Anspruchs-Eskalation nahe kommt, die dann auch ins Gegenteil umschlagen kann: der völligen Ablehnung von einstmals selbst vertretenen und/oder fremden Gütekriterien, die an die eigene Arbeit angelegt werden können. »Ich mache halt, was ich machen kann, und fertig!« propagieren diese (von sich selbst) Enttäuschten oder »Ich hab's aufgegeben, gut sein zu wollen, ich mach es jetzt, wie es eben kommt!«. Oft waren diese Menschen zehn Jahre zuvor Anspruchsträger allererster Güte.

Des Weiteren behaupte ich, dass sowohl Individuen als auch Institutionen den immer wieder erlebten Mangel am eigenen Gut-Sein zugleich spüren wie auch vor sich verbergen. Nie so gut vor sich verbergen, dass sie ihn nicht doch immer wieder spüren würden. Und doch so erfolgreich vor sich und anderen verbergen, dass sie ausreichend Distanz zum Negativen gewinnen, um es nicht allzu schmerzlich empfinden müssen. Beides gehört zusammen.

Zur Distanzierung dienen den Individuen bestimmte Psycho-Techniken wie Relativieren, Exkulpiere, Fremd-Zurechnen von Fehlern, ›Fortbildungs-Sucht‹ etc. (siehe Kap. 4.1). Institutionen bilden einerseits kollektive Verleugnungsstrategien aus und verordnen sich andererseits Verbesserungsprogramme oder folgen solchen, die von außen an sie herangetragen werden. Ausführlicher werden wir Elitebewusstsein, Dämonisierung und Sündenbockverbreitung sowie das Qualitätsmanagement behandeln; andere solche Programme wie ›Neue Steuerung‹ und ›Sozialraumorientierung‹ etc. dagegen nur streifen (siehe Kap. 4.2). *Was Verleugnungs- und Verbesserungsstrategien über alle Unterschiede hinweg miteinander verbindet, ist der Wunsch bzw. das Ziel von Sozialpädagog(inn)en, das eigene ›Gut‹-Sein zu steigern und das Negative irgendwie, auf jeden Fall aber möglichst rasch und auf Dauer loszuwerden. Die*

individuellen und institutionellen Anstrengungen, die dazu aufgeboten werden, könnte man deswegen systematische Praxen der Vermeidung und Ausmerzung von Negativität nennen.

Die gemeinsame Basis für diese Strategien liegt in dem, was Niklas Luhmann als »moralische Kommunikation« bezeichnet hat (siehe Theorieexkurs 1). Diese stützt sich bei der Beurteilung von eigenem und fremdem Handeln auf »binäre Codes«, deren Grundfigur »gut – nicht gut/schlecht« lautet (Kap. 3). Eine Handlung wird bewertet und auf die eine oder andere Seite dieser Polartät platziert. Etwas dazwischen ist nicht vorgesehen. Damit hat man eine »scharfe Klinge« geschmiedet, mit der man gut schneiden, d. h. unterscheiden, mit der man sich und andere aber auch trefflich verletzen kann (mit den Folgewirkungen von Selbst- und Fremdverachtung, Burnout etc.). Gleichzeitig verbindet sich »moralische Kommunikation« mit einer, wenn nicht *der* Ideologie der Moderne, für die Steigerungsansprüche und Überbietungsrhetoriken zentral sind: immer schneller, immer höher, immer weiter. Alles ist steigerbar, es gibt keine Grenzen (vgl. Welsch 1991). Auch nicht in Bezug auf sozialpädagogische Qualität (oder Qualität in der Sozialpädagogik). Sicher gibt es gute Gründe dafür, Fehler eindeutig identifizieren und diese minimieren zu wollen bzw. auf immer weitere Verbesserungsmöglichkeiten zu setzen. Und sicher kann man damit auch einige Erfolge erzielen (siehe dazu 4.2.6). Gleichzeitig handelt man sich damit aber beinahe automatisch mindestens fünf blinde Flecken ein:

1. Sozialpädagog(inn)en müssen sich schon deswegen oft als gescheitert (nicht gut) einschätzen, weil die in ihrem Helfer-Ideal repräsentierten Anspruchsgruppen (A–F) häufig unterschiedliche oder gar widersprüchliche Wertmaßstäbe an ihr Handeln anlegen, deren Ausbalancierung zu einem schwer erfüllbaren Meta-Anspruch gerät. Dieser ist rasch erhoben, aber in der eigenen Praxis nur schwer einzulösen (dies kritisch zu Heiner 2007, 223–516, die solche Balanceakte zur Daueraufgabe von Sozialpädagogen erklärt; nicht einfach, aber durchaus zu meistern). Angesichts der Heterogenität eigener wie fremder Ansprüche ist es sehr viel wahrscheinlicher, beim Handeln in Entscheidungsdiemmata zu geraten und sich in paradoxe Situationen zu verstricken (Schütze 1996), als diese ausgleichen oder vermitteln zu können. Wie wir es auch machen, einer oder mehrere Ansprüche bleiben auf der Strecke: Manchmal handeln wir in den Augen unserer Klient(inn)en und Kolleg(inn)en gut, nicht aber in unseren eigenen oder denen unserer Vorgesetzten oder institutionellen Auftraggeber. In anderen Situationen gelingen uns noch breitere Spagate, dafür leiden unsere Familien oder Partner unter den dafür notwendigen Überstunden oder leben wir selbst über unsere Kräfte mit Folgen wie Erschöpfung oder Abstumpfung. Nimmt man das ernst, müsste man darauf verzichten, alle Ansprüche erfüllen bzw. alle Widersprüche in und mit der eigenen Person ver-

söhnen zu können. Stattdessen stünde das Wagnis der eigenen Ent-Idealisierung (Individuum) bzw. Ent-Ideologisierung (Institutionen und Verbesserungs-Programme) an. (Kap. 4). Mithin müssten Versprechungen zurückgenommen oder gar nicht mehr gemacht werden. Das löst zahlreiche Ängste aus, sowohl bei den Institutionen (»Wozu sind wir dann noch da?«, »Wozu finanziert man uns dann noch?«) als auch bei den Individuen (»Was tauge ich dann noch?« und »Wird daraus nicht ein freier Fall ins Bodenlose, wenn ich damit anfangen, meine Ansprüche zu senken?«).

2. Weit häufiger als eindeutig ›gut‹ oder ›schlecht‹ handelt man als Sozialpädagoge *mittelmäßig*, mal, weil man selbst nur mit halber Kraft und unkonzentriert arbeitet, mal, weil man auch mit mehr Anstrengung und gutem Willen kein besseres Ergebnis hinbekommt. Man macht keine groben Fehler, aber hat auch keine richtigen Erfolge zu verbuchen. Durch viele Situationen wurstelt man sich so durch und schätzt die Qualität des eigenen Handelns selbst als ›so lala‹ bzw. ›durchwachsen‹ ein. Trotz Fortbildungen und Supervision, manchmal auch trotz eigener Therapien, werden Grenzen der eigenen Professionalisierbarkeit deutlich, für einen selbst und/oder in den Augen Anderer. Mittelmäßigkeit scheint aber ein Werturteil darzustellen, das man nur sehr ungern auf die eigene Arbeitsleistung (oder als Leiter/in auf die eigene Institution) anwendet, das aber doch oft als zutreffend angenommen werden muss. Die Struktur unseres Narzissmus scheint uns hier im Wege zu stehen. Punktuell einzelne Fehler zu machen, kann man noch verschmerzen, wenn vieles andere gut gelingt. Aber mit Blick auf die eigenen Ansprüche insgesamt oder über weite Strecken ›mittelmäßig‹ zu sein und bleiben zu müssen, trifft die Selbstachtung und ist nur schwer zu verdauen (Kap. 5).

3. Zusätzlich verliert man aus den Augen, dass man häufig *ambivalent*, d. h. gut und schlecht zugleich handelt, also beim Helfen und Erziehen etwas bildet *und* etwas unterdrückt, etwas aufbaut bzw. stärkt *und* etwas schwächt oder zerstört (z. B. sog. falsche Sicherheiten), etwas gibt *und* etwas verweigert oder wegnimmt etc. So ist es kein Wunder, dass viele Klienten ihre Helfer(innen) als *ambivalente Gestalten* in Erinnerung behalten, ähnlich wie wir selbst häufig Lehrer, Ärzte oder Vorgesetzte, denen wir längere Zeit ausgesetzt waren. Hinsichtlich mancher Leistungen denken wir an sie mit Dankbarkeit, erinnern uns an Anderes mit Empörung, haben aber auch die vielen formalen, nicht weiter bedeutsamen oder redundant verlaufenen Begegnungen mit ihnen nicht vergessen. Respekt, Mitleid und Verachtung einem Helfer gegenüber können im Erleben von Klienten nebeneinander stehen und jeweils gut begründet sein. Die Figur eines Helfers, der Positives und Negatives hervorbringt, manchmal kurz hintereinander und auf verschiedene Akte verteilt, manchmal aber auch in ein und demselben pädagogischen Akt oder Prozess, scheint schwer an-

nehmbar (siehe vor allem Kap. 5.3), stellt aber eine theoretische Notwendigkeit dar, um bestimmte Phänomene begreifen zu können (Kap. 5.1).

4. Ferner sieht man nicht mehr, dass das eigene Handeln nicht nur uns selbst oder Anderen schwer fassbar oder diffus vorkommt, sondern in vielen Situationen unbestimmt bleiben muss, weil man trotz einigem reflexiven Aufwand nicht sicher sagen kann, was man getan hat, wie es bei anderen angekommen ist, was es bewirkt hat und wie es zu beurteilen ist. Je nach Blickwinkel kommt man zu unterschiedlichen Ergebnissen oder verstrickt sich, gerade je genauer man hinschaut, in Aporien. Nicht jedes Handeln scheint bestimmbar oder qualifizierbar; auch bei sozialpädagogischem Handeln muss man sich auf anhaltende Ungewissheit bzw. fachliche und moralische ›Unschärferelationen‹ einstellen. Auch das fällt schwer zu denken (Kap. 5.2 und 5.4).

5. Nicht zuletzt wirft man mit den Vermeidungs- und Verbesserungstechniken von Negativem einen Graben zu anderen Denkansätzen auf, welche die ansonsten bekämpfte Negativität bereits anders nennen, wie z. B. Sünde, dialektisches Moment (Hegel), Schatten (C. G. Jung) oder Yin (in der taoistischen Philosophie als dunkler Mit- und Gegenspieler des hellen Yang) und ihr deswegen auch anders begegnen. *Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Ansätzen, dass sie die Existenz des Negativen akzeptieren und ihm in einem alternativen Wertesystem einen sicheren und dauerhaften Platz einräumen*, entweder weil sie die Idee aufgegeben haben, es jemals überwinden zu können (so verbleibt der religiöse Mensch z. B. lebenslang im Bann der Sünde, egal wie viele gute Taten er vollbringt), oder weil sie dem Negativen etwas Positives abgewinnen gemäß dem chinesischen Sprichwort »verbirgt sich dein Schatten, schwindet dein Licht«. Hier wird eine andere Haltung deutlich: Das Negative ist nicht nur negativ, es ist auch nicht nur einfach der Begleiter des Positiven, es gehört zusammen mit diesem zu einem gemeinsamen Quellgrund, aus dem heraus es sich immer wieder wie von selbst herstellt, in den es aber auch wieder versinkt, nicht ohne auf seine Weise das Positive befördert zu haben. Das stellt zunächst nur eine Behauptung dar. Ob das Negative – und wenn ja, auf welche Weise es – Positives befördert oder welche anderen Formen des Zusammenspiels zwischen den Gegensätzen dabei entdeckt werden können, bliebe jeweils zu untersuchen. Deutlich wird aber geworden sein, dass die hier skizzierten Denkansätze grundsätzlich andere Formen des Umgangs mit Negativem bzw. seiner Bewertung denkbar machen (Kap. 7).

Die Anreicherung der Professionalisierungsdebatte mit diesen fünf ausgeblenden Aspekten, die ich in diesem Buch entfalten will, kann Sozialpädagog(inn)en zu anderen Selbst- und Fremdverhältnissen führen. Diese müssen nicht besser sein als unsere gewohnten, d. h. sinnvoller, wertvoller, gesünder etc. Es sind

Optionen für Neugierige, die Lust darauf haben, andere Denkbewegungen auszuprobieren oder in Bezug auf ihre beruflichen Ideale *die Last der Großen Hoffnung* (B. Müller 1984) ein wenig leichter gestalten wollen. Wenn man Alternativen kennt, gewinnt man Wahlmöglichkeiten in der Art der Beurteilung von sich und anderen. Das kann befreiend sein und Freude machen. Man kann diese Denkbewegungen aber, wie alle anderen auch, missbrauchen, d. h. als Ideologien nutzen, mit denen man bornierte Interessen der Selbstrechtfertigung oder Abwehr von legitimen Ansprüchen seitens Klient(inn)en oder Kolleg(inn)en verfolgt (Kap. 8). Aber auch das mag gelegentlich erlaubt sein oder sein ›Gutes‹ haben.

Einige Hinweise zur Intention und Entstehung des Buches. Gedanklich beschäftigt habe ich mich mit diesem Thema schon viele Jahre. Begonnen hat das als junger Student etwa im Alter von 20 Jahren, als ich Günther Bittner in einem Seminar den Satz formulieren hörte: »... so stellt sich die Frage, wie viel Böses man in sich und auch im eigenen Handeln zulassen muss, um immer wieder auch ein guter Mensch sein zu können?« Diese Frage und damit die ›dunklen Seiten‹ an mir selbst haben mich über 30 Jahre meines (Berufs-)Lebens beschäftigt. Meine 15 Praxisjahre vor der Hochschultätigkeit stellten im Rückblick eine reiche Fundgrube für ›Negatives‹ in meinem Handeln dar. Aber besonders wichtig waren für mich die letzten fünf Jahre, in denen ich wieder als normaler Mitarbeiter in Intensivgruppen der Erziehungshilfe tätig war, weil ich erst zu diesem Zeitpunkt die praktische Umsetzung der von mir gesammelten Wissensbestände und Methodenkenntnisse und deren günstige wie desaströse, bisweilen auch gar nicht erkennbaren Wirkungen, habe beobachten können. Wann versucht sich ein Hochschullehrer schon einmal wieder in der Praxis? Für mich waren das sehr wertvolle und in mancher Hinsicht heilsame Erfahrungen.

Das Buch habe ich in einer Auszeit in Griechenland geschrieben, überwiegend wenn Regentage mich ans Haus fesselten. Ich hoffe, es ist kein ›Trübes-Wetter-Buch‹ geworden. Einen alten Aufsatz aus den ›Widersprüchen‹ habe ich integriert; er war schon damals als Vorbereitung für dieses Buch gedacht (Schwabe 2009 b). Der Beitrag (hier Kap. 5.3) hat bereits damals etliche Kolleg(inn)en verstört. Ich danke der Redaktion ausdrücklich für ihre Bereitschaft, die ›Widersprüche‹ immer wieder für kontroverse Debatten zu öffnen. Ebenfalls integriert habe ich einen Diskussionsbeitrag und seine Ergänzung aus *Forum Erziehungshilfe* (Schwabe 2014), den man dort allerdings nicht abdrucken wollte (es handelt sich im Wesentlichen um Kap. 5.2). So viel Abweichung vom Mainstream wollte die Redaktion von *Forum Erziehungshilfen* nicht zulassen.

Die drei theoretischen Exkurse (I-III) muss man nicht lesen, wenn der Text den Lesern auch so überwiegend einleuchtet und man keinen Bedarf an Hintergrundwissen spürt. Allerdings empfehle ich, die Zusammenfassungen am Ende der jeweiligen Kapitel zu überfliegen. Wer sich über die Kombination der beiden Theorie-Rahmen wundert: Wenn es um psychische Systeme geht, kann ich mir deren hermeneutische Erschließung nicht ohne Psychoanalyse vorstellen; wenn es um gesellschaftliche Themen geht, nicht ohne Systemtheorie. Die beiden ergänzen sich m. E. hervorragend, gerade weil sie so verschieden ansetzen und über weite Strecken inkommensurabel erscheinen.

Vom ›Negativen‹ oder den ›Gestalten des Negativen‹ spreche ich, wenn es um ›moralische Kommunikation‹ geht, d. h. um das Bewusstsein von Fehlern und Schwächen bei mir selbst oder anderen und deren Thematisierung in der Kommunikation mit anderen oder – im Stillen – mit sich selbst. Der Begriff ›dunkle Seiten‹ umfasst darüber hinaus auch noch alle *blinden Flecken*, also das, was der Selbstwahrnehmung und/oder der Fremdwahrnehmung im Nahbereich an Negativem entgeht und deswegen weder bewusst wird noch kommuniziert werden kann. Dass es nicht wahrgenommene Schwächen gibt und worin diese (angeblich) bestehen, irritiert zunächst fast immer (den Einzelnen, ein Team, eine Organisation oder die ganze Zunft). Beides kratzt am Ideal: der Fehler und dass man ihn nicht selbst gemerkt hat, weswegen es doppelt schwer fällt, ihn einzugestehen. *Negatives und blinde Flecken machen gemeinsam die ›dunklen Seiten‹ aus.*

Das Buch erscheint mit seiner übersichtlichen und sachlogischen Gliederung zunächst wie ein übliches Fachbuch, enthält aber ein paar Besonderheiten. Damit meine ich den überwiegenden Essay-Charakter, die zwischen den Kapiteln eingestreuten Aphorismen und die Geschichten, die von meinen Fehlern handeln. All dies will den üblichen rationalen Diskurs irritieren und die Subjektivität offenlegen, ohne die mir Denken im eigentlichen Sinn nicht möglich erscheint oder zumindest nicht richtig interessant. Schon gar nicht, wenn es um Fehler und Schwächen geht. Ich gebe zu, dass ich beim Schreiben immer wieder an Bücher wie Nietzsches *Menschliches – Allzumenschliches* gedacht habe oder an Adornos *Minima Moralia*. Große Vorbilder, die ich nicht erreiche. Ob man das Ergebnis der Erziehungswissenschaft zurechnen soll oder der Philosophie oder Essayistik, weiß ich auch nicht.

Die Beispiele, die in diesem Buch auftauchen, habe ich alle selbst erlebt (unmittelbar oder als Beobachter). Alle stammen aus dem Bereich der Jugendhilfe, viele aus dem Bereich der stationären Erziehungshilfen, weil es der Bereich ist, den ich am besten aus eigenen Erfahrungen kenne. Etliche sind aber auch Begegnungen mit Jugendamtsmitarbeiter(inne)n entnommen, die ich bei Fort- und Weiterbildungen oder als Kooperationspartner in der praktischen Arbeit erlebt habe. Ich hoffe, dass Öffentliche und Freie Träger gleich viel Wertschät-

zung und Kritik abbekommen haben. Dennoch will mein Werk sich *nicht als Jugendhilfe-Buch beschränkt darstellen, sondern als ein Buch über Sozialpädagog(inn)en und Sozialpädagogik. Und darüber hinaus*: Was ich hier beschreibe, gilt nach meiner Einschätzung mit jeweils anderen Variationen für weite Bereiche der Sozialen Arbeit. Man darf sich als Nicht-Jugendhilfe-Mensch nur nicht zu konkret an meinen Beispielen orientieren, sondern sollte sich die eigenen Erfahrungen vergegenwärtigen.

Und noch weiter: Ein solches Buch über das Negative im eigenen Handeln und in der eigenen Organisation könnte auch über Polizisten und Polizeiarbeit geschrieben werden (auch die haben hohe Ansprüche an sich und hehre Ideale, denen sie oft nicht genügen!), über Journalisten oder Alten- und Krankenpfleger und müsste dringend auch über Ärzte geschrieben werden (ich habe nichts Einschlägiges gefunden). Insofern ist es ein *paradigmatisches Buch über Menschen in der Arbeitswelt mit dem Fokus auf deren Ideale und Verarbeitungsformen von Fehlern und Misserfolgen zwischen Selbstbetrug, Restaurierung von Selbstachtung und sachlich (un-)angemessenen Verbesserungsversuchen der eigenen Arbeit*. Insofern macht es mir nichts aus, bezogen auf die eigene Zukunft, auch Peinliches oder Merkwürdiges und Komisches offenzulegen. Ich glaube nicht, dass es bei uns Sozialpädagog(inn)en schlimmer zugeht als in anderen Berufen. Insofern muss man sich Anfeindungen gegenüber unserer Profession von außen, die sich auf dieses Buch stützen zu können glauben, nicht zu Herzen nehmen; es dürfte sich um »moralische Kommunikationen« handeln, die der Ablenkung vom eigenen »unglücklichen Bewusstsein« hinsichtlich des eigenen Tätigkeitsbereiches dienen, seien die Kritiker nun Politiker(innen), Journalist(inn)en, Jurist(inn)en oder was auch immer.

Damit ist aber auch noch etwas anderes klar: Dieses Buch untersucht »moralische Kommunikation« mit sich selbst und anderen im Hinblick auf berufliches Handeln. Aber Arbeit stellt nur ein Lebensthema unter anderen dar, wenn man seine Aufmerksamkeit darauf richtet, wie wichtig psychischen Systemen ihr eigenes »Gut-Sein« ist. Denn wir alle wollen ja nicht nur gute Sozialpädagog(inn)en sein, sondern auch gute Mütter und Väter, gute Liebhaber(innen), gute Autofahrer(innen) und gute Bürger(innen), oder schlicht »gute« Menschen und nicht »nicht-gute«. *Dieses Buch versucht dieses insistierende Bedürfnis zu ergründen*; es untersucht aber nur, wie wir es angesichts der Erfahrung des Negativen im Beruf gleichzeitig schaffen, ein »unglückliches Bewusstsein« bezüglich unserer Mängel aufrechtzuerhalten und dennoch weiter »gute« Professionelle zu bleiben. *Es scheint, dass wir dieselben Fragen auch in anderen Lebensbereichen stellen und überall dasselbe entdecken: Wir wären eigentlich hinsichtlich vieler Belange gerne noch viel, viel besser, würden das sehr gerne noch viel, viel häufiger von anderen zurückgemeldet bekommen und leiden darunter, dass wir es nicht sind und die anderen keine Anstalten machen, uns vom Gegen-*

teil zu überzeugen. Zugleich trösten wir uns damit, dass wir doch schon so lange so gut sind, wie wir es sind. Gut genug für diese Welt in jedem Fall! Auch wenn es die anderen nicht zur Kenntnis nehmen wollen oder anzweifeln und wir immer wieder die Einzigen zu sein scheinen, die das so sehen. In uns formuliert sich demnach ein Mangel und eine Selbstbestätigung. Freilich ohne, dass sich diese beiden einander gegenläufigen Kommunikationen kreuzen würden. Sie finden jeweils zu anderen Zeitpunkten, wenn auch oft kurz hintereinander, in zwei getrennten inneren Räumen statt und haben wenig Kontakt miteinander. Ein Geheimnis, wie wir das hinbekommen ...

Ich bin mir unsicher, ob dieses Buch für Studierende geeignet ist. Wenn es ihnen in die Hände fällt, ist es ihre Sache, daraus klug zu werden oder es irritiert wegzulegen und sich davor zu schützen. Einerseits wäre es hilfreich, wenn sie von Anfang an Berichte von Fehlern und vom Umgang mit Fehlern kennenlernten. Andererseits haben junge Menschen ein gewisses Recht auf ›positives Denken‹ und ein zumindest ›mittleres‹ Hoffnungsniveau hinsichtlich Professionalisierbarkeit aufseiten ihrer Lehrer(innen) und in ihren Lehrbüchern. Ich dachte beim Schreiben jedenfalls in erster Linie an die Zielgruppe der Kolleg(inn)en, die schon ein paar Jahre Arbeit auf dem Buckel haben und ihre eigenen und die Strategien Anderer im Umgang mit Fehlern kennen. Erst das macht – vielleicht – neugierig genug, das Buch durchzuhalten, und ermöglicht, sich streckenweise damit zu amüsieren (es will ja durchaus auch unterhalten!).

Zum Schluss möchte ich allen Menschen danken, die mich unterstützt haben. In erster Linie meiner Frau Sylvia dafür, dass sie mir immer wieder (auch längere) Rückzüge an für mich attraktive Orte erlaubt und damit auch Zeiten der Trennung zulassen kann. Ich weiß diese Freiheit sehr zu schätzen und komme immer wieder dankbar und bereichert zu ihr zurück.

Danken möchte ich Christian Niemeyer, Michael Winkler und Robert Hörster für Literaturhinweise, um die ich sie ganz zu Beginn des Projektes gebeten hatte. Ersterem möchte ich meinen Respekt für sein großartiges Nietzsche-Lesebuch ausdrücken (Niemeyer 2012). Michael Winklers Artikel *Schwierigkeiten mit einem Thema* von 2013 hat mir Mut gemacht, meine eigenen Gedanken weiterzuentwickeln.

Aus dem Mund von Michael Biene, dem Begründer der SIT-Methode (Systemische-Interaktions-Beratung), hörte ich das erste Mal den schockierenden Gedanken, dass Jugendhilfe insgesamt möglicherweise so viel Nutzen wie Schaden in die Welt bringen könne; wie die ›Verfehlungen‹ der Sozialpädagog(inn)en und damit die ›Schädigungen‹ der Klient(inn)en aussehen, kann er wie kein Zweiter an Mikro-Prozessen von Beratungsprozessen aufzeigen. Zugleich aber auch, wie man es besser machen kann. Wenn ich kommunikativ

noch einmal dazugelernt habe, dann durch ihn und Thomas Paluszek, seinen ›Meister-Schüler‹.

Günther Bittner, meinem ersten und, gemeinsam mit Gerd E. Schäfer, wichtigsten Lehrer während meiner Studienjahre, danke ich dafür, dass er mir ein Vorwort aus seiner Feder geschenkt hat, was mich stolz macht: Ich bin in viel stärkerem Maße sein Schüler gewesen und geblieben, als er vermutlich gehahnt hat, und vielleicht der letzte Vertreter seiner ›narrativen Pädagogik‹, die sich im Wesentlichen auf die Entfaltung von interessanten Fallgeschichten stützt (vgl. Bittner 1996, Schwabe 2009, 2010). Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit Makarenkos *Pädagogischem Poem* und von ihm stammt auch die lebenslang anhaltende Inspiration durch die *Ohrfeigen-Geschichte* (Makarenko 1953, 21 f., Bittner 1972, 148 f.; vgl. auch bei Schwabe 2008 b, 91 f.).

Große Dankbarkeit empfinde ich gegenüber *Volker Rhein*, dem Geschäftsführer des evangelischen Kinderheimes Herne & Wanne-Eickel gGmbH. Er hat mir nach dem Scheitern eines anderen Projektes rasch und unkompliziert in ›seiner‹ Einrichtung einen interessanten Arbeitsplatz angeboten und meine Anregung zu einer Arbeitsgruppe mit dem Namen Pädagogik und Leiblichkeit sofort aufgegriffen. Dort haben wir gemeinsam mit zehn Erziehungsleiter(inne)n und der Qualitätsbeauftragten der Einrichtung regelmäßig leidenschaftlich über Fragen des ›guten Umgangs‹ mit Kindern im Rahmen von Erziehung diskutiert, insbesondere über die leibhaften und körperlichen Aspekte, die dabei relevant werden, uns dabei gegenseitig kräftig irritiert und so unsere Wahrnehmungshorizonte beträchtlich erweitert (zumindest ich den meinen).

Klaus Münstermann danke ich dafür, dass er meinem Buchprojekt von Anfang an zugestimmt und es als Erster verlegt hat: ein Buch, das keinem Format so richtig entspricht und zwischen Essay, Fachbuch, Beichte und Glosse hin- und herwechselt. Leider ist er inzwischen verstorben und der Münstermann Verlag abgewickelt. Umso froher bin ich, dass sich mein Lektor *Konrad Bronberger* dafür eingesetzt hat, dass dieses Buch bei Beltz Juventa ein neues Verlags-Zuhause gefunden hat.

Dr. Elisabeth Tornow danke ich für das gründliche Lektorieren des Buches für die 2. Auflage. Dank ihrer Unterstützung ist es das Buch geworden, das ich hatte schreiben wollen.

Berlin, Dezember 2016 und 2021

Aphorismus: Kluges, törichtes Herz

Liebe Sozialpädagogin, lieber Sozialpädagoge, dieses Buch handelt von Dir. Und von mir ... von unseren Fehlern und Schwächen. Von unserem Scheitern an uns und anderen. Verzeih mir, dass ich Dich, dass ich uns und unsere Profession nicht besser dargestellt habe. Bei allen Erfahrungen mit mir und anderen Sozialpädagog(inn)en konnte ich nicht anders. Vielleicht tue ich Dir damit Unrecht. Ich will gerne anerkennen, dass es beträchtliche Unterschiede in den Fähigkeiten von Sozialpädagog(inn)en gibt. Und auch, dass vielen vieles gelingt und sie mit Recht stolz sind auf ihr Handeln. Vielleicht bin ich es am Ende nur selbst, der so oft unzufrieden ist mit sich und so viel an sich zweifelt und deswegen möchte, dass es möglichst vielen anderen ähnlich ginge. Tatsächlich wünsche ich mir, häufiger andere zu treffen, die sich als ebenso fehlerbehaftet einschätzen, wie ich mich sehe. (Gerne auch ein wenig mehr, allerdings auch wieder nicht zu viel mehr, sonst erkenne ich mich in ihnen nicht wieder und dann könnte ich in die Gefahr geraten, sie abzuwerten). Ich meine solche Anderen, die um ihre Fehler und Schwächen wissen, denen sie etwas ausmachen und die dennoch zu sich stehen: zu sich, zueinander, zu diesem Beruf.

Dazu stehen? Auch um den Preis, das Negative nicht abstellen zu können, es aushalten zu müssen? In sich? Und/oder in der eigenen Einrichtung? Wenn man andere dabei beobachtet, wie sie Fehler machen oder ›schlechte‹ Arbeit und man selbst auch nicht gerade gut abschneidet im eigenen Urteil und wenig Chancen sieht, das Gesamtniveau zu heben? Dann überlegt man sich, ob man nicht gehen sollte. Und weil man sich selbst schlecht verlassen kann, bleibt nur die eigene Arbeitsstelle. Zu Recht. Am Ende hat man sonst eine Organisation unterstützt, die ›schlecht‹ ist und anderen mehr schadet als nützt oder mehr Menschen schadet als hilft. Und man selbst war dabei und hat mitgemacht ...

Man kann sich dabei aber auch täuschen. Es könnte sein, dass man zu großartigen Idealen anhängt. Von anderen und sich selbst zu viel verlangt. Bescheidener werden sollte, d. h. eigene Grenzen anerkennen und mehr Ambivalenzen ertragen lernen. Trauerarbeit leisten. Woanders geht es meist nicht viel anders und auch nicht viel besser zu ... und man selbst bleibt sich ja – trotz Fortbildung, Supervision oder Therapie – in mancher Hinsicht ähnlicher, als man einmal gehofft hatte. Helfen bleibt ein ›durchwachsenes‹ Geschäft und man selbst ein dauerhaftes Mischwesen.

Es kann sein, dass man sich durchs Bleiben mitschuldig macht.

Es kann aber auch sein, dass man mit dem Wechsel nur sich selbst betrügt und sich vor der wesentlichen Entwicklung, dem ›Abspecken‹ bei den Idealen, drückt.

Man kann es nicht wissen ...

Man kann nur auf sein Herz hören ...

auf sein eigenes kluges, törichtes Herz ...

Theoretischer Exkurs 1: **Moralische Kommunikation (N. Luhmann)**

Die These, die diesem Buch zugrunde liegt, lautet, dass es überwiegend nicht spezifisch fachliche Überlegungen und Kriterien sind, die zur Identifizierung, zu weiterer Aufklärung und kommunikativer Bearbeitung von Schwächen, Fehlern und Unvermögen im beruflichen Handeln führen, sondern eine bestimmte Form von Kommunikation, die Niklas Luhmann als »moralische Kommunikation« bezeichnet hat; und dass gerade in dieser Form der Behandlung häufig der Grund dafür zu suchen ist, weswegen man mit dem Negativen, das man selbst oder ein anderer konstatiert, nicht weiterkommt: als Einzelner, als Institution und als ›Profession‹. Freilich kann – so meine These weiter – »moralische Kommunikation« nicht einfach weggelassen oder durch eine andere Form der Kommunikation ersetzt werden: Wir hören – viel häufiger, als wir wollen – die Anderen mit ›moralischen Ohren‹ und verfallen immer wieder, rascher als wir denken, in das ›moralische Idiom‹, auch dort, wo andere ›Sprachen‹ sinnvoller wären. »Moralische Kommunikation« ist ›praktisch‹ und wird den Subjekten sowohl von außen, den Funktionssystemen, als auch von innen, dem psychischen System, nahegelegt bzw. aufgedrängt: *Sie kann reklamieren, die Sprache zu sein, in der sich Enttäuschungen über nicht erfüllte Ansprüche – eigene wie fremde – rasch und mit hoher Resonanz-Wahrscheinlichkeit kommunizieren lassen. Nur eben nicht mit besonders günstigen Effekten.*

Der Begriff »moralische Kommunikation« gehört bei Luhmann in die Gruppe der »symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien«, die ansonsten jeweils einem Funktionssystem der Gesellschaft in strikter Weise zugeordnet sind: Macht der Politik, Geld der Wirtschaft, Wahrheit der Wissenschaft, Gesetze dem Recht, Liebe der Familie etc. Diese feste Kopplung gilt für die »moralische Kommunikation« nicht. Als einziges symbolisches Medium verläuft sie quer zu allen anderen Medien, weil ihre Aufgabe darin besteht mithilfe der Konstruktion von ›Werten‹ Rest-Probleme zur Debatte zu stellen, die in den anderen Teilsystemen unerledigt bleiben.

»Moralische Kommunikation zeichnet sich vor anderen Kommunikationsweisen *nicht* dadurch aus, dass sie auf eine bestimmte Sorte von Regeln oder Maximen oder Prinzipien Bezug nimmt, die sich als moralische (oder sittliche) von anderen, zum Beispiel rechtlichen unterscheiden. Eine solche, wechselseitig exklusive Abgrenzung ist, gerade auch für das Recht, undurchführbar. Moral ist, anders gesagt, nicht etwa angewandte Ethik. Vielmehr gewinnt sie ihr Medium durch Bezugnahme auf Bedingungen, *unter denen Menschen sich selbst achten oder missachten*« (Luhmann 1998, 396, Hervorhebung von mir, M.S.).

Dort, wo – ob gewollt oder nicht – für einen oder mehrere Teilnehmer(innen) an einer Kommunikation die Frage nach der Vermehrung bzw. Wahrung *der eigenen Achtung bzw. die Gefahr von Miss- oder Verachtung* durch andere (und/oder sich selbst) in den Vordergrund rückt, findet eine »moralische Kommunikation« statt. Sie kann als »Plauderei« im Familien- oder Freundeskreis begonnen haben oder als Auseinandersetzung im Wissenschaftsbereich, mit der Frage nach »Wahrheit«, als Gespräch über verzögert eingegangene Zahlungen in einer Bank oder den Wert eines Kunstwerkes unter Museumskuratoren. Und sie mag sich auch die ganze Zeit weiter um diese anderen fach- oder funktionssystemspezifischen Themen drehen. Und doch schleicht sich mit dem Thema Achtung/Missachtung etwas in sie ein, was der Kommunikation eine einmalige Färbung verleiht, die sie von allen anderen Kommunikationen unterscheidet.

»Die Möglichkeit, Achtung und Missachtung in Anspruch zu nehmen bzw. zum Ausdruck zu bringen, ist hoch diffus verfügbar. Die Form dieses Mediums grenzt sich nur dadurch ab, dass es nicht um Anerkennung von besonderen Fähigkeiten oder Leistungen von Spezialisten geht, sondern um Inklusion von Personen schlechthin in die gesellschaftliche Kommunikation. Das gehört jedenfalls zum expressiven Stil moralischer Kommunikation, gleichgültig, ob dann Moralverstöße tatsächlich durch Exklusion, Kontaktunterbrechung oder Kontaktreduktion sanktioniert werden oder nicht« (ebd. 369).

Zwei Gesichtspunkte sind hier wichtig: Es gibt jede Menge anderer Kommunikationen in den einzelnen Funktionssystemen der Gesellschaft, also im Recht, in der Wirtschaft, in der Politik, in der Kunst, in der Religion, die alle spezifische Kommunikationen sind, in die man eingeschlossen wird, wenn man ein aktives Mitglied dieses Funktionssystem ist oder zumindest so reden kann, als wäre man es. Dort interessieren zunächst überwiegend die jeweiligen Spezialthemen: Was meint man zu dieser Rechtsauslegung, zu diesem Kreditangebot, zu diesem Kandidatenvorschlag, zu diesem theologischen Streitfall oder über diese Ausstellung? Und sofort wird deutlich, ob man in diesem Funktionssystem als ein inkludiertes Mitglied mitreden kann oder nicht, auch wenn man nichts Konkretes über die gerade aufgeworfene Frage weiß. Die Art, wie man mit ihr umgeht oder sie in Rückfragen transformiert, zeigt, ob man ein Insider ist oder nicht. Anders bei der »moralischen Kommunikation«: Sie stellt in gewisser Weise ein »Meta-Medium« dar, auf das jederzeit umgeschaltet werden kann und innerhalb dessen jeder mitreden kann. Und hier und nur hier wird die Frage gestellt, ob man »gut« oder »schlecht« gehandelt hat und demnach als ein achtungswürdiges Mitglied der Gesellschaft (bzw. Familie, der Kunstszene, der Kirche etc.) gelten kann oder ob das infrage gestellt werden muss. Das macht diese Kommunikation so heikel.

Die Frage operiert mit einem Code: »Ein Code besteht aus zwei entgegen-

gesetzten Werten und schließt auf dieser Ebene (nicht natürlich im Leben) dritte und weitere Werte aus. Dabei wird die unbestimmte, tendenziell zunehmende Möglichkeit der Ablehnung des kommunizierten Sinnvorschlages in ein hartes Entweder/Oder überführt« (ebd. 360).

Ein bestimmtes Verhalten oder eine Einstellung wird als ›gut‹ oder ›schlecht‹ eingeordnet; etwas Drittes ist nicht vorgesehen. Mit einem solchen zweiwertigen Schema wird Komplexität strukturiert und für rasch daran anschließende Kommunikationen, die das ›Sinnangebot‹ bestätigen oder negieren können, anschlussfähig gemacht (ebd. 361).

Wie tiefblickend Luhmann 1980 gedacht hat, kann man u. a. daran ermes- sen, dass binäre Codes wie die von Facebook oder YouTube propagierten ›ge- fällt‹ – ›gefällt nicht‹ genau diesem Schema entsprechen. Diese kommen zwar ästhetisch, als Geschmacksurteil, daher, machen aber über das massenhafte Abstimmungsverhalten deutlich, wer und was gesellschaftliche Achtung erhal- ten soll und wer oder was als ›uninteressant‹, ›wertlos‹ oder ›schlecht‹ ignoriert und somit aus der weiteren Beobachtung ausgeschlossen werden kann.

Noch etwas Zweites kann als sicher gelten: »Die Kommunikation, die etwas als gut bzw. schlecht bezeichnet, postuliert sich darüber hinaus als eine gute Kommunikation. Das ist ein wichtiges Moment der Engagierttechnik der Moral ...« (ebd. 370). Denn wer wollte nicht bei etwas Gutem mitmachen?

Diese beiden Aspekte – binärer Code und ›gute‹ Kommunikation – bilden die Grundlage jeder »moralischen Kommunikation«.

Man könnte nun schlussfolgern, dass eine »moralische Kommunikation« vor allem dort mit einiger Wahrscheinlichkeit aufgegriffen und fortgesetzt wird, wo sich die Teilnehmer(inn)en erhoffen, dass sie die Werte, um die es geht, miteinander teilen und sich an denselben Werten gemessen sehen, an den- nen sich auch das Gegenüber selbst misst. Das wird auch häufig so sein, endet aber rasch mit Enttäuschungen.

»Während das Medium [die Gut/Schlecht-Unterscheidung, M.S.] stabil ist und sich für alle möglichen Kommunikationen zu Verfügung stellt, sind die Konditionen für Achtung und Missachtung, und das sind die Regeln für die im Medium gebildeten Formen [die einzelnen Werte, um die es aktuell geht M.S.], eher instabil und jeden- falls nicht mehr konsensfähig. Die Polizei hat hier andere Vorstellungen als die Drogenkonsumenten, die Studenten andere als die Herren in den Chefetagen der großen Wirtschaftsunternehmen, die Professionsangehörigen andere als ihre Kli- enten« (ebd. 401).

Bei den Inhalten der Werte wird der Boden demnach in hohem Maße instabil. Oft meint man zwar, man lege dieselben Kriterien zur Bewertung an wie An- dere, aber was der Einzelne konkret unter ›Ehrlichkeit‹ oder ›sich gut um Kin- der kümmern‹ oder ›Pünktlichkeit‹ etc. versteht oder verstanden haben will,

kann beträchtlich voneinander abweichen, wenn nicht von vorneherein klar ist, dass die andere Seite alternative Werte vertritt (z. B. Polizisten und Drogenabhängige).

»Ebenso gibt es krasse regionale Differenzen, was zum Beispiel ethnische und religiöse Gesichtspunkte betrifft, und nicht zuletzt Unterschiede im moralischen Akzeptieren der Relativität aller moralischer Urteile und der daraus folgenden Normierungen von Zurückhaltung und Toleranz. Die Differenz von medialem Substrat (loser Kopplung) und medialen Formen (striker Kopplung) wird also voll ausgenutzt, und das führt zu einer Gleichzeitigkeit von Konsens und Dissens, Stabilität und Instabilität, Notwendigkeit und Kontingenz in der moralischen Kommunikation« (ebd. 401).

Luhmann meint damit, dass im Verlauf »moralischer Kommunikationen«, vor allem, wenn sie anfängt Unterschiede festzustellen, immer beides produziert wird: Konsens und Dissens, Bestätigung ›alter‹ Werte und Einführung neuer Werte, die alle mit einer gewissen Notwendigkeit kommuniziert werden (nicht willkürlich und beliebig), aber doch auch anders gefasst werden können, also nicht zwingend so und nur so postuliert werden können (siehe weiter unten den Konflikt zwischen Toleranz als höchstem Wert auf der einen und der Heiligkeit von Namen auf der anderen Seite. Beides ist nachvollziehbar, aber keiner dieser beiden Werte kann sich ohne Weiteres über den anderen stellen).

»Was Moral anbetrifft findet man jetzt typisch einen unformulierten (unterstellten) Konsens in Wertebeziehungen. Niemand findet sich, der sagt, er sei gegen Frieden, gegen Gerechtigkeit, gegen Ehrlichkeit, gegen Gesundheit etc. Damit wird aber keinerlei Vorsorge für Wertekonflikte getroffen. Über Wertekonflikte, und nur in Konfliktfällen werden Werte überhaupt relevant, kann immer nur situationsabhängig, nur ad hoc, nur in Teilsystemen der Gesellschaft, nur von Einzelpersonen entschieden werden. In dieser Hinsicht kommt es dann typisch zu moralischen Dissensen über die Formen der Moral, über die Bedingungen von Achtung und Missachtung ...« (ebd. 402).

»Moralische Kommunikationen« tun so, als stünde *ein* Wert zur Debatte, einer, der noch dazu ganz *eindeutig* gut ist (Frieden, Gerechtigkeit etc.). Als Beobachter sieht man aber meist rasch, dass es mindestens zwei Werte sind, die miteinander um Präferenz ringen. Denn jede Verwirklichung eines Wertes hat ihren Preis: So kann man Frieden im eigenen Land bewahren, aber muss damit u. U. zulassen, dass woanders Kriege anfangen, weitergehen oder eskalieren (siehe z. B. die sog. Appeasement-Debatte angesichts der aggressiven Politik Hitlers). Genau das will aber die Gegenpartei verhindern, weswegen sie für Krieg ist, aber auch nicht gegen Frieden, sondern meint diesen langfristig nur

über einen begrenzten Krieg absichern zu können. »Moralische Kommunikationen« enden oft mit schwer überbrückbaren Dissensen, weil beide Seiten mit gutem Recht behaupten können, sich auf Werte zu beziehen, nur eben auf andere, oder sogar auf dieselben, die sie allerdings mit unterschiedlichen Mitteln zu verwirklichen suchen. Was folgt daraus:

Damit wird klar, dass »die Moral nicht mehr dazu dienen kann, die Gesellschaft im Blick auf ihren bestmöglichen Zustand zu integrieren. Das ist schon dadurch ausgeschlossen, dass die besonderen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien ihren eigenen binären Codes folgen, deren Positiv-/Negativwerte nicht mit denen der Moral gleichgesetzt werden können. Machthaber, Eigentümer, Liebhaber, erfolgreiche Forscher sind nicht in Bezug auf je ihren Code zugleich als moralisch besser ausgewiesen [obwohl sie auf der Positivseite ihres funktionsspezifischen Codes stehen M.S] und erst recht würde die Gesellschaft es nicht akzeptieren, diejenigen, die machtlos sind, kein Eigentum haben, nicht lieben können, der moralischen Verachtung preiszugeben. Wenn die Inkongruenz aller Codes untereinander und in ihrem Verhältnis zum Moralkode offen zutage tritt, muss die Gesellschaft darauf verzichten, sich selbst als moralische Anstalt zu begreifen« (ebd. 404).

Es wäre aber irrig, »wollte man behaupten, dass in der modernen Gesellschaft die Bedeutung der Moral abnimmt. Das Medium der Moral ist und bleibt verfügbar, und zwar sowohl auf der Ebene der Interaktionen unter Anwesenden als auch im Bereich der Kommunikation über Massenmedien. Vor allem das Fernsehen hat zu einer unübersehbaren Alltagsaktualität moralischer Kommunikation geführt« (ebd. 401).

»Manches deutet darauf hin, dass moralisierende Kommunikation jetzt eine Art Alarmierfunktion übernimmt. Sie kristallisiert dort, wo dringende gesellschaftliche Probleme auffallen und man nicht sieht, wie sie mit den Mitteln der anderen symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und in den entsprechenden Funktionssystemen gelöst werden könnten. Offenbar rekrutiert die Gesellschaft für gravierende Folgeprobleme ihrer eigenen Strukturen [...] moralische Kommunikation« (ebd.).

»Moralische Kommunikation wird jetzt freigegeben und dorthin geleitet, wo beunruhigende Realitäten sichtbar werden. Die soziale Frage des 19. Jahrhunderts, die weltweiten krasen Wohlstandsunterschiede und die ökologischen Probleme dieses Jahrhunderts, denen offenbar weder wirtschaftlich noch politisch beizukommen ist. Das führt zu einer (freilich hoch selektiven) Inflationierung moralischer Kommunikation. Ihr Code ist ohne klare Direktiven leicht aktualisierbar, ihre Kriterien (Regeln, Programme) aber nicht mehr konsensfähig. Moral nimmt dann polemogene Züge an: Sie entsteht aus Konflikten und feuert Konflikte an« (ebd.).

Um ›kriegserzeugende‹ Debatten handelt es sich manchmal im wahrsten Sinne des Wortes, z. B., wenn fromme Muslime zum Sturm gegen Mohamed-Karikaturen auflaufen, nachdem sie vorher mit Hinweis auf ihre religiöse Selbstachtung darum gebeten haben, diese zu entfernen. Das wiederum kann der Verleger mit seiner Selbstachtung als freier Publizist nicht vereinbaren und weist mit Recht darauf hin, dass es in Europa Hunderte von Jahren gedauert hat, bis man sich über viele Kämpfe und auch Opfer an Leib und Leben von der kirchlichen und staatlichen Zensur freimachen konnte.

Beiden moralischen Lagern gelingt es dabei ohne Weiteres, die Öffentlichkeit, ihre Öffentlichkeit zu mobilisieren. In Pakistan gehen Zigtausende auf die Straße und verbrennen die Flaggen der als ›böse‹ bezichtigten Länder. In den Großstädten Europas formieren sich Protestzüge gegen die religiöse Engstirnigkeit, der man keinen Zoll breit nachgeben darf.

Solche ›moralischen Kriege‹ scheinen unlösbar und können ohne Weiteres auf Dauer gestellt werden. In der pädagogischen Landschaft steht dafür z. B. der Kampf gegen oder für Freiheitsentziehende Maßnahmen in der Jugendhilfe. Er konnte und wird von Wissenschaft, auch wenn diese immer wieder eingeschaltet wurde, nicht entschieden werden (vgl. Menk/Schorr/Schrappner 2013, Hoops/Permien 2006, Schwabe/Stallmann/Vust 2013).

»Wissenschaft zersetzt vermeintliches Wissen, aber setzt nichts Dauerhaftes an dessen Stelle« (Luhmann/Schorr 1982, 29). Jeder vermeintlichen Negativ-Feststellung in Bezug auf Sinn und Wirkungen von Freiheitsentziehenden Maßnahmen kann mithilfe von etwas anderen Fragestellungen, anderen Forschungsmethoden, in anderen Einrichtungen eine Positiv-Feststellung gegenübergestellt werden. Gerade die die empirisch genau recherchierten Studien, die zu neutralen und abwägenden Einschätzungen führen, werden von dem einen Lager als zu ›unkritisch‹ und vom anderen als ›zu kritisch‹ verdächtigt.

Man kann aus solchen Grundsatzdebatten nicht mehr aussteigen, außer man hört auf, sich dafür zu interessieren (das ist tatsächlich, wie Harry Goolishian bemerkt hat, die einzige Möglichkeit festzustellen, dass ein Problem gelöst ist: Es wird nicht mehr darüber gesprochen). Solange aber eine Seite spricht, muss die Gegenseite versuchen, sie mit einem neuen Argument zu überraschen, was gelegentlich sogar gelingt und zu Seitenwechseln führen kann (Beispiel: Karl Späth als langjähriger, strikter Gegner von FM, der später eine AG zu deren Qualifizierung ins Leben ruft). Insgesamt ändern solche Einzelbewegungen nichts an der grundsätzlichen Unvereinbarkeit. Sie kann als funktional angenommen werden. Über diese scheinen beide Lager ihre fachliche Identität, wenn nicht zu (er)finden, so doch wenigstens zu stabilisieren und ihre Mitglieder organisieren und an sich binden zu können. So darf man gespannt sein und mag Wetten darüber abschließen, was als Nachfolgethema für GU/FM infrage kommt ... die Frage ist, ob wir das noch erleben.

In solchen »moralischen Kommunikationen« und durch sie werden natür-

lich auch ›öffentliche Meinungen‹ gebildet, nämlich immer dann, wenn die Debatte die engen Zirkel einer Fachwelt bzw. eines Funktionssystems verlässt und von der Presse aufgegriffen wird, um in die Form einer öffentlich geführten »moralischen Kommunikation« zu münden.

»Auf der Ebene dessen, was dort kommunikativ anschlussfähig verläuft, erscheint die Gesellschaft als eine sich über sich aufregende, sich selbst alarmierende Gesellschaft« (ebd. 1100). Dabei erzeugen die Massenmedien ein Bild, als seien die alarmierenden Themen klar strukturiert und auf eindeutige Weise zu lösen. Drei, vier findige Journalisten aus zwei Zeitungen reichen in der Regel aus, um eine ›öffentliche Meinung‹ zu bilden, indem sie einen Wertekonflikt als ›Skandal‹ inszenieren. Darauf scheinen alle nur gewartet zu haben: Endlich wieder etwas Eindeutiges, bei so viel moralischem Wirrwarr und moralischer Unübersichtlichkeit. »Pädophilie in allen ihren Formen«, »unfähige Jugendämter«, »quälende Eltern oder Erzieher«, privilegierte, »faule Lehrer«, korrupte Politiker, Börsenbetrug aufgrund von Insiderwissen oder Doping im Leistungssport sind die Klassiker, bei denen alle aufatmen dürfen (ebd. 404 f.). Auch die Lösungen werden gleich mitgeliefert: Abschaffung von Zwangseinrichtungen, strengere Strafen und schärfere Überwachungen bei Pädophilen, Sperren beim Sport für Doping-›Sünder‹ etc.; all dies suggeriert, dass man diesen Problemen beikommen kann, die dann allerdings tatsächlich teils eine Zeit lang unerkannt in neuen Formen weiter bestehen, oder weniger werden, aber gerade dadurch wieder neue Probleme schaffen (wenn die Jugendämter schneller Kinder herausnehmen, die aber nicht gut versorgt werden können; wenn Heime die gefährlichen Jugendlichen laufen lassen und diese in der Öffentlichkeit marodieren; wenn im Privatleben von vielen Tausenden herumgeschnüffelt wird, um mögliche Terroristen oder Pädophile präventiv herauszufiltern etc.). Zusätzlich lenken diese für Skandale tauglichen Themen, die von den Massenmedien bedient werden, von den vielen anderen virulenten, nicht so einfach lösbaren Problemen ab. Insofern ist moralische Erregung, zumindest bei mittlerer Beobachtungsdauer, so entlastend wie folgenlos.

Wissenschaft und komplexere Formen der Reflexion haben angesichts der binären Schwarz-Weiß-Codierungen oft keine Chance gehört zu werden. Was Luhmann über Soziologie schreibt, kann man ebenso gut in Bezug auf Erziehungswissenschaften formulieren:

»Strukturell heißt dies, dass die Soziologie als Teilsystem des Teilsystems Wissenschaft mit Konkurrenzen zu rechnen hat. Das gilt vor allem für Faktoren, die bestimmen, was jeweils als öffentliche Meinung gilt – also in erster Linie die Massenmedien ... [...]. In dieser Hinsicht steht die Soziologie unter Druck, was die öffentliche Meinung bewegt ... sie hat deshalb zu reflektieren, dass sie mit den Schwerfälligkeiten ihrer Theorieformen und der methodischen Absicherung ihrer eigenen Semantik auf dem Terrain der öffentlichen Meinung unterlegen ist« (ebd. 1128).

Dem ist auch mit einer reflektierten Moral, die den Namen ›Ethik‹ annimmt, nicht beizukommen. In seiner typischen Mischung aus Distanz und Schärfe schreibt Luhmann:

»Von Ethik spricht man jetzt, um die Illusion zu pflegen, es gebe für diese Fälle vernünftig begründbare und praktikable Entscheidungsregeln. In Wirklichkeit hat diese Ethik jedoch die Funktion einer Utopie. Sie bezeichnet einen Topos, der nicht zu finden ist, einen Ort, den es nicht gibt. Unter dem Namen Ethik schafft die Gesellschaft sich die Möglichkeit, die Negation des Systems in das System einzuführen und auf honorige Weise darüber zu reden« (ebd. 405).

Fazit für die Kommunikation mit sich und anderen:

1. »Moralische Kommunikation« kann als eine ambivalente Form des Umgangs mit sich selbst und anderen gelten (siehe Kap. 5). Zweifellos kommen ihr mehrere wichtige Funktionen für die Gesellschaft zu:
 - sie weist der Kommunikation über ›Werte‹ einen Raum zu, der in den Funktionssystemen nicht vorgesehen ist oder geschlossen bleibt;
 - sie ermöglicht Einzelnen und Gruppen Zugang zu moralischen Themen (nicht erst über die Massenmedien, aber auch über diese) und damit auch zur Werteentwicklung oder -überprüfung;
 - sie macht damit Sinnangebote, über deren Annahme oder Ablehnung zugleich Zuordnungen zu und Identifikationen mit Gruppen und Verbänden möglich werden, in denen man seine Identität weiter ausbildet und eine ›Heimat‹ finden kann;
 - sie stellt mit ihrer Alarmierfunktion ein ›Frühwarnsystem‹ für die Gesellschaft dar: »Achtung, hier muss man noch einmal genau hinschauen!«;
 - mit ihrer Hilfe kann man Schwankende dazu bringen, von ihrem bisherigen Verhalten Abstand zu nehmen und sich in Zukunft anders zu verhalten, wenn bzw. weil diese die dazu gehörende Exklusionsandrohung ernst nehmen und für sich als bedrohlich genug einschätzen.

Andererseits darf nicht übersehen werden, dass

- moralische Kommunikation durch ihre binären Codes zu Dichotomien anregt, die mit ihrer Schwarz-Weiß-Malerei Phänomene unnötig und falsch polarisieren und bestenfalls zu Pseudo-Lösungen führen;
- die mit moralischer Kommunikation einhergehenden polemogenen Züge zwar das ›Bedürfnis nach Drama‹, das wir alle kennen, befriedigen, aber auch Gräben zwischen Gruppen ausheben und vertiefen, die zwar unterschiedliche Werte vertreten, aber mithilfe einer anderen nicht-moralisierenden Sprache durchaus auch Konsense finden könnten;

- moralische Kommunikation mit offenen oder versteckten Exklusions- und androhungen verbunden ist: Wer dem Verdikt von Missachtung verfällt und keine Chance hat, diese über Zugehörigkeit zu bedeutsamen Anderen zu kompensieren, sieht sich zunächst mit sozialen Folgen konfrontiert wie z. B. dem Nicht-mehr-gegrüßt-Werden, dem Nicht-mehr-eingeladen-und-Beteiligt-Werden, dem Ausgeschlossen-Werden aus dem Bildungssystem bei wiederholter Nichtpassung etc.;
- mit Folgekosten für das psychische System. Denn Exklusionen oder deren (imaginierte) Androhung betreffen auch das Selbstverhältnis des Individuums. Wenn es sich nicht durch Selbstachtung und Zuspruch Anderer restabilisieren kann, führt Missachtung – das werden wir später noch genauer sehen (Theoriediskurs 2) – zu Beschämung und narzisstischen Kränkungen und diese wiederum zu allen möglichen Formen der Erstarrung und Verleugnung oder der inneren Blockierung oder Mobilisierung von Selbst- oder Fremd-Hass. Gerade diese sind aber für das Wahrnehmen von eigenen moralischen Verfehlungen und deren Bearbeitung eher hinderlich. Nicht-beschämend über Fehler reden zu wollen, kann man wollen. Aber Kränkungen setzen oft schneller ein, als man meinen kann, und reichen häufig tiefer, weil sie dazu tendieren, sich innerpsychisch mit anderen, vorher erlebten Missachtungs- oder Exklusionserfahrungen zu verbinden. Jeder von uns kennt das: Ein aktueller, noch nicht einmal gravierender Tadel lässt alle möglichen Kritiken, denen wir einmal ausgesetzt waren, auch wenn sie nichts mit dem aktuellen Anlass zu tun hatten, wieder laut werden und man sieht sich auf einmal mit einem inneren Chor konfrontiert, von dem man sich angegriffen fühlt und der einem zuraunt: »Du bist schlecht!«. Um dann oft viel zu betroffen auf den eigentlichen, kleinen Tadel zu reagieren.
- Gleichzeitig darf man nicht übersehen, dass »moralische Kommunikation« diese Folgen nur dann für das eigene Selbst hervorbringt, wenn die Person die Missachtung auch von Innen unterstützt. Die Person muss dazu bereit sein, sich schlecht zu fühlen, wenn sie schlecht handelt. Egal, ob ihr das von Innen oder Außen nahe gelegt wird. Beides Mal findet eine Totalisierung statt: man schließt von einzelnen Handlungen auf das ganze Sein. Was Generationen von Pädagog(inn)en sich immer wieder vornehmen, Handlungen von Zöglingen zwar zu verurteilen, nicht aber deren Person, ja dieser sogar zugewandt zu bleiben trotz der Verurteilung ihrer Taten, gelingt vielen weder mit sich selbst noch mit anderen. Sie fühlen sich schlecht, wenn sie schlecht handeln und sie halten andere Sozialpädagog(inn)en für schlecht, wenn diese schlecht handeln. Zumindest wenn und solange sie sich im Rahmen »moralischer Kommunikation« bewegen.

Auf den Punkt gebracht: »Moralische Kommunikation« eignet sich dazu, Bewertungen von Handlungen vorzunehmen und diese in die Kommunikation mit sich und anderen einzuführen; sie be- und/oder verhindert das genaue Rekonstruieren und offene Ausleuchten von Handlungen. Sie eignet sich dazu, die für mögliche Exklusionsfolgen sensibilisierten Menschen dazu zu bringen, sich im Rahmen bereits abgesteckter Handlungsspielräume ›korrekt‹ zu verhalten. Diese Verhaltensweisen führen zwar inhaltlich oft nicht weiter, aber zumindest macht man mit ihnen nichts ›falsch‹ und darf sich damit schon auf der ›sicheren Seite‹ wähnen. Gleichzeitig be- und verhindert »moralische Kommunikation« kreatives, experimentierendes oder ungewöhnliches Handeln, das häufig zwar nicht mehr, aber andere und nur scheinbar dramatischere Risiken beinhaltet, und damit die Erweiterung von Handlungsspielräumen.

2. »*Moralische Kommunikation*« ist nach innen wie nach außen möglich. Sie kann das eigene Verhalten zum Thema machen (in der Kommunikation mit sich selbst) oder das Verhalten anderer. Sie folgt dabei teils gleichen, teils anderen Mustern.
 - a) Wenn man eine »*moralische Kommunikation*« mit Blick auf die Fehler Anderer initiieren will, ist es erforderlich, von Beginn an zu wissen, dass das beobachtete Verhalten (oder die geäußerte Meinung) als ›gut‹ oder als ›schlecht‹ zu bewerten ist (das unterscheidet sie vom an ›Wahrheit‹ orientierten fachlichen Diskurs, s. u.). Man muss davon überzeugt sein, etwas ›Negatives‹ entdeckt zu haben, das aufhören soll. Man ist alarmiert. Man spricht die Negativität des ›Negativen‹ an passender Stelle an und lädt den Anderen dazu ein, dieses Urteil zu teilen. Sieht er seinen Fehler/seine Verirrung ein, ist es gut: Er hat dann bestätigt, dass man richtigerweise etwas ›Negatives‹ gesehen hat und dass es ›gut‹ war, dies anzusprechen. Man selbst fühlt sich damit ›gut‹. Sieht es der Andere nicht ein und widerspricht (oder wenn man glaubt, dass er es – wieder – nicht einsehen oder widersprechen wird), treibt einen das Negative weiter um. Man wird die »moralische Kommunikation« mit Anderen fortsetzen (oder gleich mit ihnen beginnen). Dafür wird man sich solche Anderen wählen, von denen man erwartet, dass sie das eigene Urteil teilen und Interesse an einer Vertiefung und Differenzierung desselben haben und/oder eine Bestätigung oder Überbietung der eigenen Empörung leisten können. Dabei bestätigt man sich und den Partnern zugleich, dass man auf der ›richtigen‹, positiven Seite steht. Diejenigen, die Gegenstand der »moralischen Kommunikation« sind, stehen aufgrund ihres negativen Meinens und/oder Handelns dagegen auf der ›falschen‹. Während man selbst das dabei aufkommende Gefühl von Zugehörigkeit zu einer achtenswerten Gemeinschaft genießt, teilt man